

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]

Großmutter.

Ueber die Wiesen vom Dorf entlang tanzten die Schmetterlinge. Am Mühlbach stand das Rad in träger Ruhe und auf den weißen, glatten Kieselsteinen am Rand des Wassers hatte die Blut die letzten Tropfen genommen, die das lustige Klipp-Klapp in der Morgenfrühe darüberhin klabt.

Die alte Frau zog das Kopftuch tiefer in die Stirn. Sie setzte ihre blihenden Milchkannen ein Weilschen in den Schatten des Erlengebüsches und blickte, mit beiden Händen die Augen beschattend, über die Wiesen hin zur nahen Stadt.

Neben ihr stand die Müllerin, die ihr von der Mühle ein paar Schritte das Geleit gegeben.

„Aber wo schau's denn hin, Mutter Steffen? Die neue Villa liegt ja drüben auf der Seit', dicht am Stadttor, wo die alten Eichen stehn. Gestern sind die Herrschaften angekommen, und heute früh schon war das Mädchen hier wegen der Milch. Sie hat wohl geglaubt, wir hätten Kühe hier, weil der Reifelbauer von Klein-Golden seine Weide hierum zuliegen hat. Nun hab' ich gesagt, ich sch' d' die Mutter Steffen heut, nachmittag 'rübr, die hat weit und breit den besten Rahm, un is' ae saubere Person, un — —“

Die alte Frau hob die Hand.

„Is schon gud, Frau Müll'rin, un ich dank' schön für Euer Fürsprach. Wie viele Kinnerchens sind denn da drüben?“

Sie blickte jetzt nach der richtigen Seite hinüber, wo, in alten, schönen Bäumen versteckt, der weiße, neu: Bau sichtbar war.

„Nur ein einziger Bub“, — die Müllerin seufzte und lauschte zurück, da Kindergeschrei zu hören war. „Unseriner muß sich mit 'nem hab Duzend 'ramplagen, während die reichen Leut' nur eins, wenn's hoch kommt, zweie kriegen. Ich kann's nie nicht recht versichn, Mutter Steffen.“

Die alte Frau hatte ihre Milchkannen genommen, und in dem braunen, verwitterten Gesicht zuckte es seltsam. Furchen des Leides um Mund und Augen, tiefe, tiefe Runen, die der warme Kuß des Sommers nie verwischen konnte.

„Ich segg' Ihr was, Müll'rin!“

Sie neigte den gekrümmten Rücken näher an die junge, kräftige Frauengestalt.

„Mich hatte der liebe Herrgott achtmal gesegnet, un ich hab' dazumal gemurret wie Ihr, Müll'rin. Ach Jeses, — hätt' ich doch ein Duzend zur Welt gebracht! Am End' wär mich denn een einzig's geblieben, un ich hätt' heut' mein

Freud' dran. Nu so, — so alleen, — Müll'rin, sogt keine Sünd' mit euer rasches Wort!“

Die Alte sah jetzt ganz zerfallen aus. Ohne weiteres wollte sie gehen, hastig, voll Unrast, gerade so, als fürchte sie sich vor ihrem eigenen Leide.

„Achte sagt Ihr, Mutter Steffen? Ich mein, es wären ihrer sieben gewesen! Biere damals als das Diphtheritis war im Dorfe, der fünfte drüben in Amer'la, die Trine, weiß Gott, wohin sie mit dem Lump'nheiner damals hinauszog, und der letzte, der Karl, der Euch vergangen Jahr auch noch so jung sterben muß'. 's war en Jammer um den forscher Bauer, Mutter Steffen! Wenn er wenigstens noch en Kleines der Frau zurückgelassen hätt'. Aber so rein gar niz!“

Die Alte nickte mit zusammengezogenen Augenbrauen.

„'s lag nicht an mein' Sohn! 's lag an die Frau, Müll'rin. Is man wie Räs und Spreu, die Ann-Katrin! Sie könni' nich' geh'n mit den Kannen hier, weil un'f reiner, 's g'rad noch, daß sie die Rüh' melken tut un ins Haus 'rumläuft. 's is en Jammer, Müll'rin, mit der Schwieger!“

Der Müllerin schien noch irgend etwas nicht recht klar zu sein. Sie stand mit verschränkten Armen am Erlengebüsch und starrte in die alten, stahlblauen Augen, die trüß aller geweinten Tränen sich wunderbar klar erhalten hatten.

„Und das achte, Mutter St. ff. n? Ist's auch all tot?“

Es ging wie ein Kuck durch die gebeugte Gestalt.

„Ich wees nich“, sagte sie rauh. Und gleich darauf, wie zu sich selber sprechend, das Gesicht halb abgewandt von der jungen Frau: „'s is mein Jüngster gewest — kaum vier Jahr, als ich ihn weggeben, Müll'rin! An vornehme Leut', die sich rein vernarrt hatten in den Bub.“

Ein verstonnen Lächeln glitt über d'is alte Gesicht.

„'s war en schönes Kind, mein Franzel! Ein Flachskopf, Müll'rin, mit 'nem Gesichtel wie Milch und Bir'. Sind woll balde an die dr:ißig Jahr her.“ — Die Alte schwieg und lief mitten im Satz davon, als würde sie verfolgt.

Ungläubig mit dem Kopfschütteln blickte ihr die Müllerin nach.

„Weggeben — — ihr eigen, lüttchen Bub' weggeben?“ —

Sie lief jäh zurück zur Mühle, wo das Kindergeschrei sich verstärkt hatte. Und da, dicht an

weisen, bestäubten Mehlsäcken hob sie eins nach dem anderen von den strampelnden, jauchzenden und herumtollenden Kindern zu sich empor und küßte ihre sechs und lachte mit dem halben Duzend um die Wette und wor die glücklichste, und zufriedenste Frau der Welt.

Mutter Steffen ging heute ungewohnt langsam ihren Wiesenweg zur Stadt, den Kopf wie unter einer schwerer, schweren Last gebeugt, immer mitten durch die Sonne.

Sie sah sich noch wie heute damals inmitten der acht Kinder. Der Vater krank, die Kinder hungrend, sie selber arbeitend von früh bis spät, und um großen Lohn, der ihnen ein Stück Brot ins Haus brachte. Der Karl, der Älteste konnte damals schon mit einem der Bauern zur Stadt fahren, um ihm auf dem Markte beim Verkauf zu helfen. Da war es wohl ab und zu vorgekommen, daß der kleine Franzel mit auf den Wagen genommen wurde und den Vormittag über mit großen, staunenden Augen auf dem Marktplatz zwischen Kohl und Rüben saß. Die Leute bewunderten den schönen Knaben; und als eines Tages die fremden, feinen Leute kamen und das viele Geld ins Häuschen brachten, um dafür den Franzel weit, weit mit sich fortzunehmen, da hatte Vater und Mutter Steffen nicht lange überlegt, noch gezaudert, sondern mit Freuden eingewilligt in den Handel.

Die Sorge ums tägliche Brot wich seit jenem Tage, — ja, — aber seltsam still und trübe war's im Häuschen von Stund an.

Und dann war der Tod gekommen. Zuerst nahm er den Vater, dann, als das große Sterben im Lande begann, die vier Kinder in einer Woche, und nun — nun, die letzten drei — nein, nein, nicht mehr darüber nachdenken, nur nicht nachdenken!

Beinahe wäre Mutter Steffen an der neuen Villa vorbeigelaufen, wo sie die Milch heute zum erstenmal hinzubringen hatte. —

Reiche Leute hatten sich hier, am schönsten Punkt des Städtchens, einen Sommersitz erbaut um ein paar Wochen nahe dem Lande darin zuzubringen.

Von den Wiesen führte eine kleine, eiserne Gittertür in den großen Garten, in dem fremdartige Blumen zwischen heimischen Rosenstöcken süßen Duft aasstrenten.

Mutter Steffenriegelte das Pfortchen auf, und schloß es sorgfältig wieder mit dem eisernen Schieber, der innen am Griff angebracht war.

Ob das wohl der schwüle Blumenduft war, der ihre Sinne so gefangen nahm? Sie schritt wie im Traume dahin. Und nun hört: sie plötz-

lich einen Ton, weich, lockend — einen süßen, hold vertrauten Ton! Ein Kinderlachen, ein ganz herziges Kinderlachen.

„Franzel,“ sagten die alten Lippen flüsternd, sehen, wie im Bonae eines plötzlichen Wunders. Mit ihren Milchkannen blieb sie mitten im Weg des fremden Gartens stehen, und das runzlige Gesicht wurde so fahl, wie es die sonnenverbrannte Haut nur zuließ.

Da spielte ein Kind zwischen den Rosenstöcken. Ein vielleicht vierjähriger, blonder Knabe. Er hatte mit der einen Hand den Spaten in das lockere Erdreich gesenkt, die andere hielt regungslos eine Schnecke im buntschillernden Hause.

Ein Weilschen stand der Kleine so in stummer Betrachtung und hielt das Tierchen fest. Dann tat er einen tiefen, glücklichen Atemzug, und legte dann seinen Fund vorsichtig in die kleine Spielkanne, die neben ihm auf dem Kiesweg stand und begang eifrig weiter nach neuen Schätzen zu graben.

Mutter Steffen hatte ein paarmal mit der Hand über die Augen gewischt, gerade's, als ob ein Spuck dort zu verscheuchen sei. Dabei kirrte das Blech der Milchkannen gegeneinander, und der Kleine blickte auf.

„Du“ — rief er, als er die fremde, stille Gestalt vor sich stehen sah, „du, komm doch mal her, alte Frau.“

Sie trat gehorsam näher und blickte zitternd auf das Kind hernieder, das Zug um Zug dem eigenen gleich, das sie vor dreißig Jahren an fremde Leute fortgegeben.

„Is das nun wahrhaftig ein lebendiges Tier, das da innen sitzt,“ meinte er, zweifelnd auf das reglose Schneckenhaus weisend.

Die alte Frau konnte weder ja noch nein sagen. Nur immer das süße Gesichtchen mit den stahlblauen Augen, anschauen, die denen in dem altem Antlitz so wunderbar ähnlich waren.

Der Kleine lachte.

„Du bist aber mal doll komisch, alte Frau,“ sagte er treuherzig. „Aber ich hab' gar keine Angst vor dir! In mein Bilderbuch steht auch so eine mit gar keine Zähne und 'nem Tuch, wie du eines hast. Die nimmt alle kleinen Kinder's mit, wenn sie böß waren. Aber ich glaub', du tußt das nich — was, alte Frau?“

Ein bißchen bänglich zwar, doch immerhin ohne fortzulaufen, sah der Blondkopf in das zerfallene Gesicht.

Mutter Steffens Finger lösten sich. Leise, ganz leise und schon strichen sie über die zarten Kinderwangen.

„Franzel“, so ste. die alten Lippen noch einmal.

Der Kleine schüttelte den Kopf.

„Aber nein, so heiß' ich ja gar nicht! Freddy muß du sagen, alte Frau. Was hast du denn da in deine Kannens innen?“

„Milch,“ antwortete Mutter Steffen gehorsam.

„Oha, — das is man doll gut! Denn muß du da hinten 'rum in die Küche zu Ern'stine geh'n, die gibt dir ein Topf, wo du sie all eingieße kanntst for mich.“

Aber die alte Frau ging noch nicht. Sie stand noch und sah dem Kinde zu, wie es emsig weiter grub und sich die weiße Haut unter den goldenen Öbäcken ganz rosig vor Eifer färbte.

Erst als eine Frauenstimme in der Nähe „Freddy“ rief und zwischen dem Gebüsch vom Hause her ein liches Kleid auftauchte, löste sich der Bann der alten Glieder.

Mutter Steffen lief den Gartenweg, den ihr der Kleine bezeichnet hatte, entlang, als sei sie bei einem Unrecht ertappt worden. In der Küche goß sie ein gut Teil der Milch anstatt in den bereit gestellten Topf nebenbei auf den Fußboden, versprach, jeden Tag um dieselbe Zeit wiederzukommen, und lief durch den Hof einen anderen Weg hinaus auf die Straße, die durch alte Zolltor in die Stadt führte.

Vor dem eleganten Gitter der vorder n Hausseite blieb sie stehen. Sie las das Namensschild an der Tür und brauchte wohl fünf Minuten dazu, bis sie's recht begriffen.

„Franz von Lingen — von Lingen.“

Die beiden Worte wogten wie ein flammend Feuermeer vor den Augen der alten Frau. Sie ging ein paar Schritte durch die Sonne, schwankte griff mit beiden Händen in die Luft und fiel dann wie leblos zu Boden.

Ein paar Feldarbeiter, die des Weges daherlamen, richteten sie auf, setzten sie auf einen Rasenstreifen seitwärts an der Straße und spritzten ihr Branntwein ins Gesicht, bis sie wieder die Augen aufschlug.

„Is woll all nur en bisken dösig von die Hitz jewolf,“ meinte der eine, indem er seine Schnapsflasche wieder einsteckte.

„Nu man upp, Fru!“

Mutter Steffen stand wirklich wieder auf.

Sie murmelte ein paar verwirrte Dankesworte, nahm ihre halb ansgelaufenen Milchkannen und trug sie zur Stadt.

Gegen abend ging sie mit einem großen Bogen um die weiße Villa über die Wiesen heim.

Die Schwiegertochter saß melkend bei den Kühen im Stall.

Im Gärtchen vor der Haustür, zwischen Reben und buntblühendem Mohn, verblaßte das

Tageslicht in roten, wellenden Linien, und nur das Schnurren der grauen Katze auf den mit Sand bestreuten Dielen im Haus unterbrach den Frieden des Feierabends.

Mutter Steffen trug ihre Kannen heute nicht in die Milchammer drüben an der leeren Scheune. Sie ließ sie ungepugt im Flur stehen, trat in die Stube und setzte sich still, mit gefalteten Händen auf die Ofenbank.

„Ich hab' gar keine Angst vor dich, alte Frau,“ hörte sie ganz deutlich eine Kinderstimme sagen.

Mutter Steffen lächelte.

Franz von Lingen sei der Adoptivsohn des alten, reichen Landrats von Lingen der kürzlich verstorben war. Das verwaiste Kind irgend eines Verwandten, hatten ihr die Leute in der Stadt erzählt.

Die alte Frau wußte es besser. Sie dachte aber sonderbarerweise gar nicht daran, daß sie nun einen Sohn wieder gefunden hatte, zu dem sie hingehen konnte und sagen: „Sieh' her, ich bin deine Mutter!“

Nein, sie dachte immer nur an das einzig Eine, daß sie nun ein Entelchen hatte. Der kleine Franzel war wiedergekommen. Sie hatte ihn sehen, sprechen und mit den alten, harten Fingern über die wunderfeine Haut hinstreichen dürfen, leise, leise, wie nur Mutterhände es tun. Und er hatte sie angelacht, genau so angelacht, wie vor dreißig Jahren das jüngste Kind.

„Ich hab' gar keine Angst vor dich, alte Frau!“ —

Nun würde sie alle Tage durch den schönen Garten gehen, der ihrem Sohne gehörte. Und alle Tage süße, süße Milch dem Entelchen bringen. Und heimlich es sehen, sprechen, vielleicht auch ab und zu mal beim Händchen nehmen. Mutter Steffen sprang ganz aufgeregert von ihrer Ofenbank empor. Sie wußte selber nicht, was sie nun alles tun würde. Aber es war eine so große, große Seligkeit in ihr, daß sie sich ordentlich jung, ordentlich stark fühlte mit einem Male.

Und so gerade es der gebeugte Rücken zuließ, ging sie durch die Stube, über den Hof in den Stall zu den drei Kühen, bei denen die Schwiegertochter saß.

Sie lächelte, als sie so ging. Vor den Futterkisten blieb sie stehen, lehnte dann plötzlich um, holte einen Arm voll duftenden Klee und andere frische Gräser und schüttelte sie mehr denn reichlich vor die Tiere hin.

„Ja hew all Futter inlegt,“ meinte die Schwiegertochter mißbilligend über diese Verschwendung, von ihrem Melkschemel aufblickend.

Die alte Frau hörte nicht. Sie lächelte.

„Der Bub hatte ein gar zu zartes Gesichtel, das mußte erst noch durch die süße Milch tüchtig dick und rosig werden,“ dachte sie. Jetzt heißt's nicht sparen mit dem Futter, und morgen früh würde sie noch eine Stunde eher aufstehen und die Kühe selber auf die Weide treiben. Alles fürs Franzel!

Daß der Bub Freddy hieß, hatte sie schon wieder vergessen. —

Sie trug jetzt alle Tage die Milch zur Stadt, als ginge sie zur Kirche. Ja, den roten Sonntagssrock und das bunte Seidentuch tat Mutter Steffen an, wenn die Sonne über Mittag hinaus stand und langsam über die Felder wieder hinabsank.

Man wußte im Dorfe nicht was in die alte Frau so plötzlich gefahren war, und mancher blieb kopfschüttelnd am Wege stehen, wenn sie am Werktag so feierlich daherkam und die sorgfältiger denn je gepuzten Kannen wie Silber im Sonnenlicht erblinnten.

Sie trug den Kopf auch nicht mehr gesenkt wie unter einer schweren, schweren Last. Erhobenen Hauptes, mit leicht geröteten Wangen, ein stilles Lächeln um die Lippen schritt die Sechszigjährige wie eine Junge ihres Weges. Und immer durch den großen Garten der Villa am Tor, und immer stand ein blonder Knabe harrend auf seinem Spielbeetchen zwischen den Rosenbüschen und nickte der Kommenden freundschaftlich zu.

Es waren meist nur gezähnte, unendlich lange Minuten, in denen die alte Frau mit dem Kleinen sprach. Und immer dieselbe scheue Zärtlichkeit, dasselbe schreckhafte Zusammenzucken, wenn irgend ein anderer sie so bei dem Kinde stehen sah.

Am Samstag hatte Mutter Steffen auch nur hastig vorübergehen können, ein stammelnd „Gut Tag“ für die junge Frau, die bei dem Knoben im Garten stand. Und am Sonntag gar war alles still und leer zwischen den Blumenbeeten am Hause, als sie ihre Milch Kannen hindurchtrug.

„Die Herrschaften seien über Land gefahren,“ erzählte Ernestine und Mutter Steffen war ordentlich blaß und trübselig wieder heimgeschlichen am Abend. Das selbstgestochene Binsenkörbchen, das sie, mit frühen Kirschen gefüllt, für den Kleinen in Bereitschaft gehabt hatte, wurde wieder sorgsam in die Truhe geschlossen, am nächsten Tage noch ein paar saftrote Erdbeeren und buntblühender Mohn darübergelegt, und mit doppelter Sehnsucht im Herzen der Weg zur Stadt angetreten.

Und richtig, als sie das Gitterpörtchen aufgeriegelt hatte, kam ihr der Bub schon entgegen.

Ringsum kein Mensch zu sehen vom Hause

her und so still alles, daß nur die Vogelstimmen und das Schwirren der Käfer und Schmetterlinge um Großmutter und Enkelkin waren.

Im heißen Entzücken schaute der Kleine auf das Körbchen.

„Alles for mich allein, alte Frau?“ fragte er ungläubig.

Und als sie niederkniete und ihm in zitternder Wonne zunickte, setzte er plötzlich das Körbchen vorsichtig neben sich ins Gras und legte beide Arme um den Hals der Milchfrau.

„Dafür muß ich dich aber rasch mal doll gut sein — du! So 'ne Masse Kirschen und Erdbeerens! Ich krieg' von Mama oder Ernestine immer bloß mal eine einzige, und Kirschens hab' ich rein noch gar nich in dies Jahr gegessen. Papa sagt immer, ich verderb' mich den Magen, Er schmiegte das Gesichtchen fest, fest an die runzlige Wange.

Sie wagte sich nicht zu rühren vor Glück.

„Min Jung, min löten, lüttchen Jung,“ flüsterte sie unwillkürlich in vertrauten Platt. „Selle, hast ihr en bäten lew, dein ollen Großmutter?“

Zuerst stuzte er ein wenig, dann lachte er hell auf.

„Du sprichst aber mal doll komisch alte Frau! Ich kann dich wahrhaftig nich verstehn.“

Sie kniete noch immer ganz nahe vor ihm. Sie hatte ihre Milch Kannen beiseite gesetzt und hielt die kleine Gestalt mit einer Inbrunst im Arm, wie kaum ihre eigenen Kinder vor Jahr und Tag.

Großmutter — Großmutter sie konnte nicht los von diesem einen Wort. Das Blut stieg ihr zu Kopf, sie mußte, mußte es dem Kinde sagen, wer hier so nahe bei ihm war und das Gesicht an seins gelegt hatte, so weich und warm. Hatte sie nicht ein Recht dazu, ein heiliges, heiliges?

Immer fester drückte sie den leichten Körper an den eigenen schwachen, gebrechlichen. Und küßte den kleinen Mund, küßte ihn wieder und wieder und in diesen Küßen versank alles Weh und Herzeleid ihres Lebens und die Jugend stand wieder auf und ließ sie erste Mutterwonnen kosten.

„Sag' mal Großmutter zu mich — Freddy — bitte, sag' mal Großmutter,“ flehte sie mit erhobenen Händen.

Er machte sich nun doch etwas verlegen aus ihren Armen los. Nachdenklich sah er in das braune, zuckende Gesicht.

„Is das ebenso dasselbe wie Großmama?“ Sie nickte.

Da lachte er wieder.

„Aber ich hab' doch schon eine Großmama, alte Frau! Die Mama von meiner Mama, die jetzt bald zu mich zu Besuch kommt, is schon meine Großmama. Und dann hatt' ich auch noch einen Großpapa, der war der Papa von meinem Papa. Der is aber nu beim lieben Gott!“

Sie zitterte bei des Kindes Worten. Aber ein ungeheurer Mut war in ihr und eine große Festigkeit mit ihrem heiligen Recht.

Sie neigte sich wieder dem Kleinen entgegen und ein paar große Tränen rannen über das faltige Gesicht.

„Ja, kucke mal, Freddy — dein Papa hat doch auch eine Mama gehabt, wie er so ganz klein noch war wie du. Und is von ihr weggegangen und hat ihr nie nich wiedergekehrt. Nu aber is se ganzen plötzlich wiedergekommen und bringt dein Freddy seine Milch, un — un — sag' — sag' doch ein einzigstes Mal Großmutter zu mich, Bub — ach Bub —“

Sie konnte vor lauter Rührung nicht mehr weitersprechen.

Er stand ganz still und sah sie nur an. Ein wunderbar Gemisch von Scheu und Staunen glitt über das Kindergesicht. Und ganz leise, so leise, daß sie es nur an der Bewegung seiner Lippen merkte, flüsterte er halb verschämt: „Großmutter —“

Da küßte sie ihn noch einmal. Fromm küßte sie ihn. Und so lief sie von ihm fort, durch den Garten in die Küche und weiter durch das Stadttor die Straßen entlang, an nichts denkend, nichts hörend, als dieses eine wundersüße „Großmutter“.

Bis zum Abend war sie wie verzaubert.

Als es dunkel geworden und die Sterne über ihrer Kammer aufblitzten, lag sie mit offenen Augen in den buntgewürfelten Kissen, sah das Glück an ihrem Lager stehen und wartete auf den Morgen. Beim ersten Hahnenschrei erhob sie sich und ging an ihre Arbeit. Immer noch in derselben feierlichen Seligkeit, der großen Erwartung auf den Nachmittag.

Als sie endlich mit ihren gefüllten Milchkannen wegebereit im Hofe stand, schüttelte die Schwiegertochter verdrießlich den Kopf.

„Wat löpft allemal vor Tid in de Stadt, Mutter? Bißte all dösig in Koppe? De Sonn' steht all noch hoch und de Mill wird zu Rös bei die Sitz über die Wiesen.“

Die alte Frau nickte nur sto'z vor sich hin. „Is schon gutt, Ann-Katrin! It wech noch, wat it dou!“

Und sie ging im Feiertagskleide den alten Weg am Mühlbach entlang zu ihrem Enkelkinde.

Es war aber nicht da. Auch schien man das Gittertürchen, das von der Wiese in den Garten führte, heute extra zugeschlossen zu haben, so daß Mutter Steffen ganz betrübt um das Grundstück herumging, um durch den vorderen Eingang in die Küche zu gelangen.

Nun sah sie den Bub gewiß gar nicht, wenn sie nicht an seinem Spielteckchen im Garten vorbeigehen konnte.

Als sie durch die Küchentür kam, stand Ernestine schwachend neben dem Diener. Sie machten beide ein verlegenes Gesicht, als sie der alten Frau gewahr wurden.

Mutter Steffen sah sich auch vergebens nach dem sonst bereit gestellten Gefäß auf dem Küchentisch um, in das sie gewohnt war, ihre Milch zu gießen. Fragend blickte sie in die beiden grinsenden Gesichter der Dienstuboten.

Ernestine begann halblaut zu sichern und schüttelte den Kopf.

„Was haben Sie denn unserm jungen Herrn gestern alles eingeredet, Mutter Steffen? Die Herrschaften waren schön böse, als sie den Unsinn erfuhren. Der Kleine war rein krank vor Aufregung und hat sich noch dazu an Ihrem Obst den Magen verdorben. Die Gnädige will keine Milch mehr nehmen von Ihnen und Sie möchten mal rauskommen und sich das Geld holen, was sie noch zu kriegen haben.“

Die alte Frau stand wie angewurzelt. Ein paarmal strichen ihre Finger mechanisch über Stirn und Augen, aus denen alles Glück der letzten Tage jäh entwichen war.

„Na — Sie haben's doch gehört,“ ermunterte der Diener schroff. Die Gnädige will Sie sprechen. En bißchen dalli, olle Mutter!“

Da ging die Milchfrau. Sonderbar gerade ging sie die eleganten, teppichbelegten Stufen hinauf. Es war fast so, als sei si; niemals andere Wege geschritten, als diese glatten, weichen.

Der Diener wies ihr den Weg, bis sie in einem hohen, getäfelten Zimmer stand, in dem durch das Weinlaub am Fenster zitternde Sonnenwellen ihr Licht- und Schattenspiel auf den kostbaren Möbeln tanzten.

Aus einem Nebenraum drang Kinderlachen. Da richtete sich die alte Frau noch höher empor. In die stahlblauen Augen kam ein weicher Glanz.

Jetzt wurde die Portiere am Eingang zurückgeschoben und eine schöne, schlank Frau trat in das Zimmer.

Sinen Augenblick musterte sie schweigend die kleine verwitterte Gestalt im roten Sonntagsrock.

Dann fragte sie langsam, hochmütig: „Was haben Sie für die bisher gelieferte Milch zu bekommen?“

Mutter Steffen zuckte die Achseln. Daran hatte sie nie gedacht, die Milch für ihr Enkelkind sich auch noch bezahlen zu lassen. Ein Zittern kam über ihre Glieder und dennoch, sie stand ganz fest mit den alten Füßen.

Als sie keine Antwort gab, trat die junge Frau näher.

„Sie scheinen nicht mehr recht begreifen zu können in Ihrem Alter,“ meinte sie gereizt. „Daher rührt auch wohl das alberne Geschwätz, das Sie gestern mit meinem Knaben im Garten hatten. Das Kind hat die Nacht vor Aufregung nicht geschlafen und behauptet, Sie wären seine Großmutter.“

Die schöne Frau lachte halb ärgerlich, halb belustigt auf.

„Wie können Sie nur einem fremden Knaben so ein Märchen aufstischen?“

Mutter Steffen blickte empor. Zum erstenmal sah sie der vornehmen Schwiegertochter voll ins Gesicht. Und was diese da in den stahlblauen Augen las, mußte wohl etwas verwirrend für die junge Frau sein. Irgendwo mußte sie diese Augen schon einmal gesehen haben, an irgendwem kannte sie diesen Blick. Aber woher — woher?

„Es is all kein Märchen,“ stieß Mutter Steffen entschlossen hervor, es ist die lauterste Wahrheit, daß ich dem Freddy seine leibhaftige Großmutter bin!“

Jetzt lachte die Hausfrau wirklich.

„Röflich! sagte sie halblaut.

Sie wandte sich zurück und hob die Portiere vor dem Nebenzimmer.

„Ach, Franz, bitte komm' doch mal einen Augenblick her!“

„Jetzt fühlte sich Mutter Steffen doch ein wenig schwach werden. Sie mußte sich mit beiden Händen an dem Tische festhalten, vor dem sie stand. Es kam ein Würgen in ihre Kehle und sie preßte krampfhaft die Lippen zusammen, damit sie nicht „Franzel“ riefen, „Franzel“, das jüngste und letzte von acht mit Schmerzen geborenen Kindern.

Und er kam und sah der alten Frau ins Gesicht. Schön gewachsen, blond, blauäugig, mit strengen, hochmütigen Zügen stand der Hausherr da.

„Nun,“ fragte er, halb gegen seine Gattin, halb gegen die fremde Bauernfrau gewendet, „nun, was ist denn nun an der ganzen albernen Geschichte?“

Mutter Steffen wankte. Sie streckte die Arme aus, unaufhaltsam rannen ihr die Tränen über

das Gesicht. Irgend ein Wort flüsterte sie vor sich hin, ein liebes, liebes Wort.

Sie konnten es alle beide nicht verstehen, die da seltsam verwirrt im Zimmer standen, immer nur die stahlblauen Augen ansehend, die so klar und stehend zu dem blonden Mann herüberschauten.

Er trocknete sich die Tropfen von der Stirn. Er wollte etwas sagen, wollte die sonderbare Alte aus dem Zimmer weisen, als plötzlich etwas Kleines, Blondes mit einem Jubellaut an ihm vorüberlief, direkt in die ausgebreiteten Arme der alten Frau.

„Großmutter — Großmutter!“

Sie griffen gleichzeitig zu, um das Kind zurückzureißen.

Es war nur ein einziger, seliger Augenblick gewesen, in dem die alte Frau ihr Enkelkind am Herzen gefühlt. Nun stand sie mit herabgefallenen Armen und sah ganz zerfallen und unheimlich aus. Sie sah noch, wie die junge Mutter den Knaben strafend schüttelte und in das Nebenzimmer führte.

„Da bleibst du und rührst dich nicht, unnützer Junge!“

Mutter Steffen war langsam vorgetreten und legte geheimnisvoll flüsternd die Hand auf den Arm des großen Mannes.

„Ich wollt's mit ins Grab nehmen, daß ich dein Mutter bin, Jung — min Jung! Aber ich konnt's nicht, als ich den Bub sah, der ganz so dreinschaut wie du als klein's Kindel“, sagte sie wie in rührender Bitte um Entschuldigung für all diese Aufregung. „Ein einzigstes Mal sollt' er Großmutter zu mich sagen, weil — weil ich doch kein ander Enkelchen hab, als — als den Bub“

Ein verklärendes, halbirres Lächeln ging über das runzige Gesicht.

„Nu is allens gutt, un ich geh' schon wieder, woher ich gekommen. Aber Franzel — schau — dein Mutter bin ich deshalb doch, die dich mit Schmerzen geboren hat, dazumal am heiligen Fronleichnam vor vierunddreißig Jahren. Hast dasselbe Mal am Halse — gucke — fast wie ein Kleeblattel schau's aus.“

Sie nestelte an ihrem Brusttuch und zeigte dem zurückweichenden Ehepaar ein dunkles Muttermal auf der braunen, faltigen Haut.

Sie zuckten alle beide ganz entsetzt zusammen. Sie kannten es wohl, er trug dasselbe an nämlicher Stelle. Und hatten es doch niemals anders von dem alten Landrat und seiner Frau erfahren, als daß der Franz das Kind irgend toten Verwandten sei, der auch „von Vingen“ geheißten.

Dem stolzen Manne schoß das Blut ins Gesicht. Die helle Frauengestalt an seiner Seite, die mütterlicherseits grüßliches Blut in ihren Adern hatte, war unwillkürlich einen Schritt von ihm fortgetreten.

„Ich bitte dich, Franz — das Weib ist wahnsinnig — das mußt du doch einsehen,“ sagte sie heiser, mit mühsam beherrschter Stimme.

Mutter Steffens Züge waren plötzlich wie zu Stein geworden. Sie bat nicht mehr und weinte auch nicht mehr. Sie fühlte den rächenden Gott zehnfach in ihrer Brust, der immer wohl gedeihen läßt, was eine Mutter in Selbstsucht und Unbedachtsamkeit verbrach. Sie hätte ihr Kind nicht weggeben dürfen, und wären es derer zwanzig gewesen, die sie unter dem Herzen getragen.

Franz von Zingen lachte kurz und rauh auf. Er zerrte ein paar mal an seinem Kragen herum, der in offenbar gerade an der Stelle, wo das dunkle Muttermal war, empfindlich drückte. Und dann sah er auf die alte, gewöhnliche Bauernfrau, die seine Mutter sein sollte und schüttelte sich.

„Ja, ich glaube, du hast Recht, Fedora! — Das Weib muß wahnsinnig sein —“

Und so schritt er aus dem Zimmer, schweratmend zwar und ein sonderbar krampfendes Gefühl im Halse, aber doch ein ganzer „von Zingen“, der eine Frau aus grüßlichem Hause heimgeführt.

Freddy's Mutter wollte noch irgend etwas sagen zu der Milchfrau. Vielleicht von dem Gelde, das sie noch zu bekommen hatte.

Aber die war nicht mehr im Zimmer, war fast spurlos hinausgegangen, gerade wie eine Spukgestalt.

Fedora zog fröstelnd die Schultern zusammen. Im Nebenzimmer fand sie den Kleinen ganz schön und verweint in einer Ecke sitzen.

Mit einem Schrei stürzte sie auf ihn zu und riß ihn in ihre Arme. Sie wußte selber nicht, warum sie ihn gerade jetzt so inbrünstig küßte, aber sie wollte ihn gar nicht loslassen, ihren Einzigen — Einzigen. —

Währenddessen wanderte die alte Frau heim. Nicht mehr weiter zur Stadt, wie alle Tage sonst. Nur heim! Sie war so müde, ach so sehr müde.

An einer Milchkanne hing ein Kränzlein aus Bergfahnenmännchen. Das hatte sie für den Bubens heute früh gewunden. Wie hätte er sich wohl gefreut über die blauen Blumen!

Mechanisch löste sie nun das Kränzlein und warf es in das sprudelnde Wasser des Mühlbachs.

Es tanzte ein Weilchen mit den Wellen und

blieb schließlich still im Wasser am Ufer liegen, von einem überhängenden Weidenzweige erfaßt.

Die alte Frau sah es nicht mehr. Sie ging wie irre durch das Gras. Vor dem Häuschen mit den Reseden und Mohnblumen konnte sie gerade noch die gefüllten Milchkannen niedersehen, dann war es zu Ende mit ihrer Kraft.

Ann-Katrin war ganz erschrocken. Wie ein Kind mußte sie die Schwiegermutter ausziehen und ins Bett bringen. Dort lag sie die Nacht und einen Tag ganz regungslos mit weitgeöffneten Augen.

Man rief den Bader herbei, der mit den Achseln zuckte und von Herzschwäche sprach, die ja nur natürlich bei so einer alten Frau war.

Am nächsten Morgen schien es besser zu werden mit Mutter Steffen. Sie konnte sich aufrichten und hatte ein Lächeln um die Lippen. Gar seltsames Zeug sprach sie durcheinander, bald von einem Franzel, bald von einem Freddy, einem Enkelchen und vielen anderen Sachen, die sich weder Ann-Katrin noch die Nachbarinnen erklären konnten.

Als gegen Mittag die Sonne im Zenit stand, streckte die alte Frau plötzlich weit die Arme aus. Ihr Antlitz war brennend rot, die Augen klar wie in jungen Tagen.

„Freddy“ — flüsterte sie noch einmal weich, glücklich.

Dann sank sie zurück und schloß die Augen. Alles wurde still und kalt an Mutter Steffen, nur das Lächeln blieb.

Freddy hatte den Vormittag sehr brav im Garten gespielt und begann von allem Graben in der Sonnenhitze schließlich müde zu werden. Auch blickte er alle Minuten sehnsüchtig nach dem Gartenspörtchen, das zu den Wiesen führt.

Ob die alte, liebe Frau dort nicht bald herinkommen würde, die doch seine Großmutter war? Papa und Mama wollten freilich davon nichts hören, aber es war doch zu schön gewesen, wie sie alle Tage mit ihm geplaudert, ihm Blumen, bunte Steinchen und Obst gebracht, und ihm von den Mähkähnen erzählt hatte, die all ihre süße Milch für Klein-Freddy vergaben.

Wie gern hätte er wohl diese Mähkähne einmal gesehen — ja, und das Häuschen, wo im Garten der Kirschbaum stand und die Erdbeerbeete waren, und der schöne bunte Mohn.

Eigentlich mußte er die Großmutter doch mal besuchen. Sie kam immer die Wiesen entlang und oft hatte er sie schon von weitem sehen können, wenn ihre blanken Rannen in der Sonne blitzten, und die großen Mähkräder da hinten

immer so lustig rundum gingen. Da stand gewiß das Häuschen und der Birschbaum und da waren gewiß auch die lieben Muhlühe.

Horch — da läutete ein Glöcklein in der Ferne. Gerade über die Wiesen kam's her.

„Komm — komm“ — schien es zu rufen, „komm, kleiner Freddy!“

Zimmer bloß hier im Garten spielen war auch gar zu langweilig. Mama und Papa hatten zwar streng verboten, daß er auf die Wiese ging, und die Tür war auch imm'r fest zugeriegelt, aber wenn er kletterte, ging's vielleicht. Und das war doch sicher nichts Böses, wenn er bloß 'mal schnell seine Großmutter besuchte.

Freddy schlich zu dem Gittertürchen und fand diese sogar weit offen stehen. Wichtig — da war ja der Gärtner vorhin durchgegangen, der immer die Schiebekarren fuhr und bunten Kies in die Wege streute.

Ganz glücklich lief der Kleine durch das Türchen auf die Wiesen und weiter und weiter durch die Mittagssonne. Geradeswegs der Mühle und dem Glöcklein entgegen.

Wie schön das war! Die vielen Schmetterlinge, und da — ach, da war ja auch ein Bach mit wirklichem Wasser! Wie prächtig das glitzerte in der Sonne!

Der Kleine stand am Ufer, und seine Augen wurden plötzlich ganz groß und glänzend.

Da hing dicht an den Gräsern und dem großen Baum ein blaues Kränzlein im Wasser, er sah das 'mal hübsch aus, wenn die blinkenden Tropfen darüber hinsprangen. Ob er das wohl fassen konnte, wenn er sich mit der einen Hand an dem Zweige festhielt und mit der anderen die Blumen nahm? Er hätte das schöne Kränzlein doch gar zu gern gehabt, um es der lieben, alten Großmutter mitzubringen.

Da — es ging wirklich! Nur noch ein kleines bißchen weiter vor —

Zauchzend griff das Kind nach den Blumen — bim, bam, tönte das Glöcklein. —

* * *

In der Villa hörten sie es auch. Das Ehepaar saß träge auf der vom Weinlaub überschatteten Veranda und las die Zeitung.

Der Diener deckte geräuschlos den Tisch zum Mittagessen und hob jetzt louschend den Kopf. Franz von Lingen blickte auf.

„Läutet hier alle Tage zu Mittag das Dorfglöckchen?“ fragte er gähnend. „Ich hab's doch sonst nicht gehört.“

Der Diener verneinte.

„Da wird wohl jemand begraben, gnädiger Herr; ach ja — mir fällt ein, Ernestine erzählte

vorhin, daß die alte, wunderliche Frau, die uns sonst immer die Milch gebracht —“

Er sprach nicht weiter, da der Hausherr polternd seinen Stuhl zurückschob und sich erhob hatte.

Auch die junge Frau blickte auf. „Mein Gott, wie du mich erschreckt hast, Franz!“

Er sah ganz blaß aus. Ein paarmal schritt er aufgeregt hin und her und dann die paar Stufen von der Terrasse in den Garten hinunter.

Er mußte jetzt allein sein. Der blecherne Ton des Totenglöckchens machte ihn ganz verdreht.

Bah — er würde sich doch etwa nicht über den Tod der fremden Frau aufregen, die die — er konnte nicht weiterdenken, er lief wie ein gehetztes Wild durch die Gartenwege.

Da kam er auch an dem Spieglecken seines Jungen vorbei. Es war leer. Der Spaten steckte im Sande, und da drüben — mein Gott, da drüben stand ja die Tür, die zu den Wiesen führte, ganz weit auf.

„Fedora!“ rief er, und noch einmal fast schreiend: „Fedora!“

Sie stand schon bei ihm. „Du machst mich ganz nervös mit deiner Aufgeregtheit in diesen letzten Tagen!“

Er deutete nach der verlassenen Spieglecke und gleich darauf zu der offenen Tür.

„Ist der Junge im Haus oder etwa da hinausgelaufen?“

Sie wurde totenblaß. „Vor einem Weilschen hörte ich ihn noch hier im Gebüsch,“ meinte sie stolpernd.

„Freddy! — Freddy!“
Es blieb alles still. Nur das Glöckchen läutete noch — bim — bam —

Sie liefen beide auf die Wiesen und blickten sich um. Weit und breit kein Mensch zu sehen in der Mittagsglut.

Der starke Mann begann zu zittern und mußte dabei noch die Frau an seiner Seite beruhigen.

„Vielleicht ist er in die Küche gelaufen, Fedora!“ —

Sie lehrten wieder um und riefen. Die Köchin kam, das Hausmädchen, der Diener, alle liefen planlos suchend hin und her.

Die junge Frau weinte. Er versuchte seine Angst zu verbergen und lief, von den anderen gefolgt, noch einmal auf die Wiesen.

Da — da tauchte von der Mühle her eine Gestalt auf, sie kam näher, immer näher und trug auf dem Arme irgend etwas Kleines, Regloses —

„Freddy!“ schrien die Eltern, als sie das blonde Lockengeringel im Arm des Müllers unterscheiden konnten. Und dann alles still, totenstill.

Das Kind lächelte. Es hielt ein lichtblaues Kränzlein in der Hand, fest, fest hatten sich die Finger in die Blumen hineingepreßt. Ueber die geschlossenen Augen, das süße Gesichtchen rannen ein paar letzte Wassertropfen. Sie konnten aber das Lächeln nicht verwischen, das um den blassen Mund lag, dessen letztes Wort „Großmutter“ gewesen war.

Als man den kleinen Schläfer in das Haus trug, verstummte das Glöcklein.

Der stolze Mann, die vornehme Frau hörten es aber doch. Sie sahen wie versteinert am Bettchen ihres toten Lieblings, das Haupt so tief geneigt, wie nur die ärmsten, ärmsten aller Menschekinder.

Und inmitten alles Jammers war ein altes Wort wie hingezaubert in ihren zerrissenen Herzen. Aus frühester Kindheit kam's herüber, groß, gewaltig und unvertilgbar, so lange die Erde steht:

„Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden!“

Das Streichhölzchen.

Eine wahre Geschichte von B. Rittweger.

Ja, ja, zu dem Kapitel von den kleinen Ursachen, da kann ich auch einen Beitrag liefern. Die kleinen Ursachen! Nur 'n Streichhölzchen! Ja wohl, ja wohl! — ich weiß schon, was Sie sagen wollen, meine Herren. Das weiß ich ganz genau. Daß ein Streichhölzchen einen verheerenden Brand anstiften kann, das ist mir natürlich nicht neu, ganz und gar nicht. Und von einem Brand will ich auch gar nicht erzählen, von einem durch unvorsichtiges Umgehen mit Streichhölzern hervorgerufenen Brand. Das wäre ja ganz abgedroschen. Da braucht man ja nur in die erste beste Zeitung zu gucken, um zu lesen, wie unmündige Kinder mit Streichhölzern spielten und wie sie jämmerlich umkamen. Und das steht ja auch schon im Struwelpeter: „Paulinchen war allein zu Haus, die Eltern waren beide aus.“ Wer von uns hat nicht in schönen Kindheitstagen mit „Miez und Mannz“, den Koken, um die Wette gehult beim Anblick der übrig gebliebenen „roten Säuh“ des armen Paulinchens!

Aee, mit solchen abgedroschenen Geschichten komm' ich Ihnen nicht. Mein Streichhölzchen hat keinen Brand verursacht, nicht mal 'n kleinen Zimmerbrand, sondern es hat mir das Leben gerettet und mir 'ne Frau verschafft. Nun glauben Sie vielleicht, ich hätt' auf einem unterirdischen Gang mir den Weg zu meiner Herzensdame bahnen wollen — Entführung usw. Ich hätt' den Ausgang nicht finden können und hätt' ohne das Streichhölzchen, welches ich im letzten Augenblick noch in den tiefsten Tisfen meiner Westentasche gefunden, elendiglich verhungern müssen? Geseht! Ich bin in meinem ganzen Leben nicht in einem unterirdischen Gange gewesen. Ich hab' auch nicht in einer Winternacht

bei 26° Minus im Freien übernachtet müssen. In so 'nem Fall kann einem ja auch ein Streichholz das Leben retten, wenn man sich 'n tüchtiges Feuerchen damit anschürt, vorausgesetzt, daß man das nöthige Holz dazu findet. Das war's alles nicht. Die Geschichte von meinem Streichhölzchen ist 'ne ganz andere. Sie mein'n ich soll nun endlich ansfangen? Nur Geduld es kommt schon.

'ne unheimliche Geschichte war's, wenn sie auch nicht in einem Wirtshaus im Speffart postiert ist, sondern in meinem eigensten Vaterhaus welches mitten in der alten Stadt drinnen stand, allerdings in einem ziemlich einsamen Winkel, wie das häufig der Fall ist bei so vorsündfluthlichen Gebäuden.

Ich war trotz meiner etlichen zwanzig Jahre noch ein rechter Lustibub, sorglos, rasch und unbedacht in meiner Art, und mein Vater, der zugleich mein Prinzipal war, da ich in seinem Geschäft arbeitete, prophezeite mir oft: „Junge, wenn Du nicht anders wirst, so wird in Deinem Leben nichts aus Dir!“ Na, ich glaub', diese Prophezeiung spricht jeder Vater eines hoffnungsvollen Sohnes mehr wie einmal aus. Aber meiner hatte in der That Veranlassung dazu. Es ging mir wie Goethes Egmont, die Sorge war: „ein fremder Tropfen in meinem Blut!“ Metawürdigerweise ging mir in der Regel alles gut aus, gerade der Leichtsin. Unvorsichtiges Umgehen mit Streichhölzern kostet andern Leuten das Leben, mir hat es das Leben gerettet und noch 'ne liebe Frau dazu verschafft. Deshalb gib't's auch in meinem Hause kein elektrisches Licht ich halte schon aus Dankbarkeit die guten, alten Streichhölzchen hoch in Ehren.

Zu der Zeit, von welcher ich erzählen will, war mir meine sonst sehr gute Lanne ziemlich abhanden gekommen. Denn ich war verliebt und wollte heiraten, für mein Leben gern. Doch mein Vater gab's nicht zu, obgleich er an meiner Erwählten nichts auszusetzen hatte. Er behauptete ich sei noch zu unvernünftig, zu leichtsinnig und lange Verlobungen tougen nichts. Ob aber Mariechen gerade zehn Jahre auf mich warten würde, war mir einigermaßen zweifelhaft, denn sie war sehr umworben und konnte Ansprüche machen. Und was half mir ihre sichtsliche Zuneigung, wenn ich sie nicht fragen durfte, ob sie mich wollte?

Nun traf sich's, daß mein Alter in dringenden Geschäftsangelegenheiten verreisen mußte. Unser langjähriger Buchhalter, der sonst in solchen Fällen meinen Vater vertreten hatte, war krank, und es blieb nichts übrig, als mir, dem Leichtfuß, das ganze Haus anzuvertrauen. Mutter war immer leidend und kümmerte sich um das Geschäft gar nicht. Ich versprach meinem Vater, sehr häuslich zu sein, abends pünktlich zuzuschließen und alle Türen und Fenster einhändig zu visitieren und zu probieren. Es war ein harter Winter, und insolge der herrschenden Not hatten die Einbruchsdiebstahle in letzter Zeit sich sehr gesteigert. Ich hielt auch wirklich am ersten Abend nach Vaters Abreise punkt zehn Uhr abends in die Klappe froh. Das war sonst nicht gerade meine Gewohnheit. Vorher hatte ich das ganze Haus revidiert, den Hof, die Niederlagen — alles in Ordnung! Dann hatte ich meiner Mutter er im Oberstock Gute Nacht gewünscht und wollte mit dem behaglichen Gefühl, daß alles in schönster Ordnung sei, zu Bett gehen. Ich fühlte mich ordentlich als Schützer des Hauses und des Geschäfts. An dem Tag waren gerade größere Beträge eingegangen, so daß im Geldschrank ein ganz erkedliches Stämmchen geborgen lag, welches am folgenden Morgen teilweise zur Bank gebracht werden sollte. Ich hatt' es eigentlich noch am Nachmittag besorgen wollen, war aber, als ich einen andern notwendigen Ausgang machte, Mariechen begegnet und hatte so lange mit ihr geschwätzt, daß es zu spät geworden war. Ganz heimlich war mir's nun nicht bei dem Gedanken, denn es wußten immerhin verschiedene Personen um das viele Geld, und wenn auch in einem Geschäftshaus zu allen Zeiten welches vermutet wird, so locht doch das Bekanntwerden größerer Beträge das Diebesgesindel noch mehr an. Dazu die lange Winternacht, die so etwas begünstigte. Na, aber die ganze Nacht wachen, das konnte

mir Niemand zumuten. So löschte ich denn, als ich glücklich lag, das Licht aus, zog die Decke hoch und wäre vermutlich sofort fest eingeschlafen, wenn mir nicht eingefallen wäre, daß ich vergessen hatte, meine Uhr aufzuziehen. Das kam nur von dem frühen Zubettgehen. Denn darin war ich sonst pünktlich — im Ubraufziehen, mein' ich. Um den Uhrschlüssel zu finden, mußte ich Licht anstecken. Ich ergriff also ein Streichholz, brannte die Kerze auf dem Nachttisch an und warf das noch glimmende Streichhölzchen, wie das meine leichtsinnige Gewohnheit war, zur Erde. In diesem Augenblick erwachte auch schon das Gefühl meiner heutigen Verantwortlichkeit und veranlaßte mich, dem Hölzchen nachzugucken, um sein Verlöbchen zu beobachten.

Da — mein Erstaunen zu beschreiben, ist unmöglich — da langte unter meinem Bett eine Hand hervor, eine grobe, schwarze Pfote, ein Stück eines zerlumpten, schmutzigen Hemdärmels wurde noch sichtbar. Die Hand greift nach dem Streichholz und drückt den letzten glimmenden Funken aus. Zwei passende Gesellen waren da zusammengekommen: ein ehrlicher Kerl — das war ich — der leichtsinnig in seinen Gewohnheiten, achtlos mit brennenden Streichhölzern umging, und ein offenbar pedantischer Spitzbube, der den glimmenden Funken nicht ersehen konnte, ohne, seiner Anlage folgend, ihn auszudrücken!

Und dieses merkwürdige Zusammentreffen wurde meine Rettung. Nur hätte mir das Zusammentreffen allen ohne Streichhölzchen nichts genützt. Nur diesem Streichhölzchen hab' ich's zu danken, daß ich in dieser Nacht nicht abgemurkt worden bin. Denn es fand sich bei dem Kerl — teilkäufig bemerkt, ein früherer Arbeiter von uns, der wegen Unredlichkeit entlassen war, aber noch Beziehungen zu einem Dienstmädchen meiner Mutter hatte — nachher ein scharf geschliffener Dolch neben dem übrigen Handwerkszeug, zu dem auch ein tüchtiger Knebel gehörte. Na, das war alles verlorene Liebesmüh!

Was ich tat, nachdem ich die schwarze Pfote entdeckt hatte? Das möchten Sie auch wissen, freilich. O, das war ganz einfach. Ich wartete noch eine kleine Weile. Dann zog ich pomadig meine Uhr auf und sagte ein paar Mal vor mich hin: „— So — so —“ mit recht behaglichem Ton. Dann löschte ich das Licht aus und legte mir einen Plan zurecht in aller Ruhe. Nach ein paar Minuten brummte ich halblaut: „Zum Donnerwetter, nun hab' ich wieder meine Stiefel nicht vor die Tür gestellt —“.

Ich machte nochmals Licht, sprang aus dem Bett, ergriff meine Stiefel und warf sie mit

Donnergepöster auf den Flur. Mit der rechten Hand zog ich dabei den Schlüssel, der innen steckte, aus dem Schloß, steckte ihn außen wieder hinein, war die Türe zu und drehte ihn zweimal herum. Nun war der Kerl gefangen, denn die Fenster in unserem Erdgeschöß waren alle vergittert. Ich weckte den Hausburschen, der holte Schugleute, und nach einer Viertelstunde hatten wir den Einbrecher dingfest gemacht.

Als mein Vater heimkam und die Geschichte hörte, war er des Lobes voll über meine Geistesgegenwart und Achtsamkeit. In der Freude

seines Herzens überlegte er gar nicht, daß es mein Leichtsinm war, dem allein ich die Entdeckung verdanke, sondern er hielt mich nun nach dieser Probe fähig und würdig, einen Hausstand zu gründen, und ich bekam mein Mariechen. Ob mein guter Vater mit seiner Annahme recht gehabt, kann ich nicht beurteilen da müssen Sie meine Frau fragen, die muß es wissen, denn es sind bereits vierzig Jahre darüber hingegangen, und sie ist immer noch mit mir zufrieden. Ich glaube wenigstens.

Die Tochter des Stadtrichters von Naumburg.

Historische Erzählung von Eugen Simson.

Ueber die Berge um Naumburg, an der Saale in der Provinz Sachsen, senkte sich der Abend hernieder, und nur matt noch schimmerte das Tageslicht in einzelnen Lichtstrahlen, die durch das Abendgewölke aus dem Tale herüber drangen.

„Es wird Abend — hier ist's Nacht!“ sagte Clara, Johann Beyers, des Stadtrichters sinnige Tochter, die auf dem Altane des väterlichen Lusthauses vor der Stadt, seitwärts von dem Dorfe Großlich, unfern der Saale, saß, und trübe den Blick hinaus sandte in die Ferne und unwillkürlich die Hand auf das Herz legte. „Lebt mein Arel? Denkt er mein?“ fuhr sie leise fort. — Da stieg eine feurige Lohe am Himmel empor — es waren die schwedischen Wachtfeuer, die aus dem Blachfelde von Lützen, das der ritterliche Schwedenkönig Gustav Adolf zehn Jahre zuvor mit seinem Heldenblute getränkt, ihren blutigen Schein gen Naumburg sandten.

Die Jungfrau zuckte freudig zusammen. „Gott wär's möglich,“ rief sie schnell, „weilte Arel dort? — O, dann fliegt er her zu mir, in meine Arme und wehrt dem Obersten Ralsstädt, mich fürder zu verfolgen mit seiner Minne!“

Zimmer finsterner ward es, und Arel Almanried säumte noch, sein Mädchen zu umfassen, das seiner mit treu ergebenem Sinn und Herzen harrete. — Doch horch! War das nicht Ruder-schlag? Wahrhaftig! Näher trug der Nachtwind das Rauschen der Wogen, höher klopste der liebenden Jungfrau das Herz und fester bohrte sie das sehrende Auge in die silberglänzende Fläche der Saale. Da — das war ein Rahn — er trug Arel zu ihr! Schon unterschied sie ja genau das gelbe Koller und die hellblaue Schärpe mit der Silberstickerei, die sie selbstgefertigt und dem Geliebten am Tage des Abschieds verehrt,

da ihr so bang ums Herz geworden und ihre Tränen so reichlich geflossen waren. Jetzt war er nahe.

„Arel, Arel! Lebst du? Bist du es?“ jauchzte das Mädchen, eilte von dem Altane hinab und breitete sehrend die Arme nach dem Nahenden aus. Da stieß der Rahn ans Ufer, ein Mann sprang an das Land, und fast hätte die Getäuschte aufgeschrien in jähem Schrecken, als nicht Arel Almanried, sondern der wilde Oberst Ralsstädt sich vor ihr verneigte.

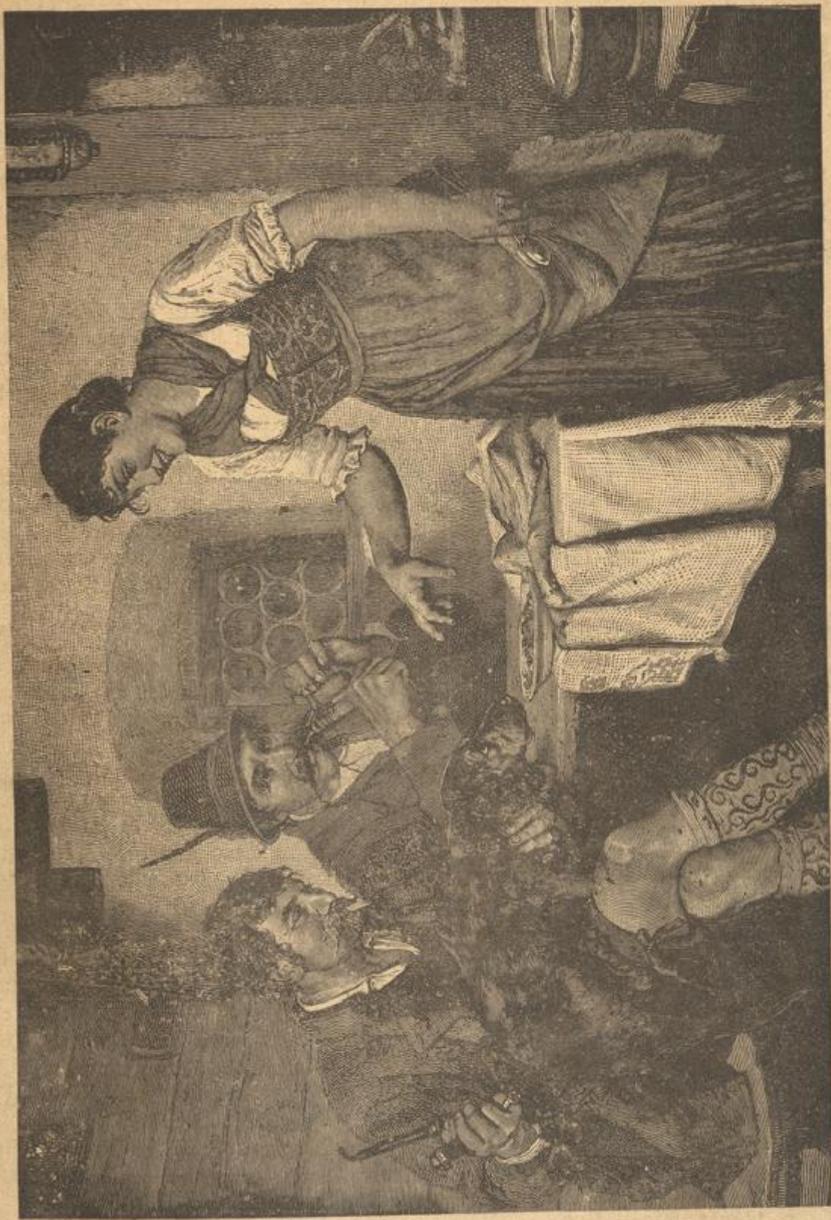
„Ihr habt ein scharfes Auge, Jungfrau!“ sprach der hohe Mann, — „Ihr erkennt den Liebsten in dunkler Nacht! Und gar sehr freut es den Kriegsmann, wenn solche süße Stimme von Minne zu ihm spricht! — Was, Ihr tretet zurück?“ fuhr er fort, als er sah, daß Clara ihm auszuweichen suchte; — „Ihr hattet meiner geharret, das sagt mir Euer Ruf und Gruß von vorhin und nun ich nahe bin, flieht Ihr mich? Wohl läßt Euch das sittige Wesen recht schön, aber — so — geht mir doch Eure Hand und den Willkommtenuß!“

Rasch trat er nach diesen Worten auf das Mädchen zu, erfaßte ihre Hand und wollte sie umschlingen, sie aber wehrte ihn ängstlich ab und suchte ihm die Hand zu entwinden, ohne daß die Scheu vor dem widerwärtigen Manne und die Scham, die ihre Wangen mit Purpur färbten, ihr gestattet hätten, nur ein Wort hervorzubringen.

„Nicht doch, mein Kind!“ sagte er darauf, ungestümer werdend, „laßt doch die Biederkeit und Scham und stoßt nicht den zurück, dem ihr ergeben seid im Herzen.“

„Herr Oberst!“ erwiderte die Jungfrau, schen sich von ihm wendend und sich von neuem

Nekereien.



so wollen wir dieses Bild betiteln. Beim Anblicke des Bildes steigen dem Leser oder der Leserin sicherlich die nicht undberechtigten Zweifel auf, ob die Nekereien dem mutigen Dachshunde gelsten, oder aber, ob die herzhafte Maid den Jäger damit treffen will.

Ver spätet. Abraham Provalsky befindet sich in einem Seebade und bekommt von seiner Frau aus Berlin eine Depesche: „Abraham bleibe mir treu!“ — Sofort drahtet er zurück: „Tut mir leid, Telegramm nicht rechtzeitig Verhalten!“

Eine Million. „Such Dir den reichen Bankier Surgentopf an, der hat nich en Hemd gehabt, wo er is gekommen nach Berlin — und jetzt hat er 'ne Million!“
 „Gott der Gerechte, was will er mit 'ne Million Hemden?“

bemühend, ihm ihre Hand zu entziehen. Aber nur fester hielt sie der Offizier und fuhr fort:

„Wie Ihr doch seid! Ihr wißt, daß es mein sehnliches Streben ist, Euch heimzuführen als meine Gattin. Das sagte ich Euch am Tage, da ich Abschied nahm. Auch Ihr seid mir gewogen, Euer Blick hat mich's gelehrt in der Stunde des Abschieds, wenn auch Hauptmann Almanrieds unzeitiger Diensteser Euch verhinderte, das Geständnis abzulegen, eben als die süßen Worte Euch auf den Lippen schwebten. In der nächsten Minute schmetterten die Trompeten — ich mußte scheiden. Aber Euer Bild folgte mir, umschwebte mich am Tage wie in die Schlacht. Endlich komme ich heute in Eure Nähe, eile zu Euch, sehe, wie Ihr die Arme nach mir ausbreitet, meinen Namen ruft mit zärtlichem Verlangen und nun wollt Ihr fliehen?“

Ohne ein Wort hervorbringen zu können, hatte Clara dagestanden, und endlich, da sie sah, daß sie nicht vermöge, dem getäuschten Manne ihre Hand zu entziehen, diese ihm gelassen. Ihrem weichen Herzen ward es so schwer, ihn seinem Irrtum zu entreißen, und dennoch — konnte sie anders?

„Herr Oberst!“ begann sie daher mit sanfter Stimme.

„Nicht diese Förmlichkeit!“ unterbrach er sie und suchte sie zu umschlingen, — „nennt mich Axel, heut und immer, wie Ihr mich vorhin nanntet! Wollt Ihr?“ —

„Ich kann nicht!“ hauchte die Jungfrau und bot ihre letzte Kraft auf, dem Ungefügigen zu entfliehen.

„So laß die Scheu doch endlich!“ rief jetzt, ärgerlich durch den Widerstand, der Oberst in etwas barschem Tone, „ich weiß, Ihr seid mir ergeben, warum denn also dieses Sträuben?“

Und mit Gewalt suchte er das Mädchen in seine Arme zu ziehen, das, aufs äußerste gebracht, um Hilfe rief.

„Zum Teufel wär' das Zimbern!“ rief er rauh, — „glaubt Ihr, ein Kriegsmann habe Muße, Euch viel von Liebe vorzugirren? Laßt Eure Beiden in der Stadt wie zarte Tauben Euch umflattern — dem Krieger mutet solches Gaukelspiel nicht zu. Sieg ist sein Wahlspruch oder Tod. — Im lähnen Fluge strebt er nach dem Ziele. Mein Ziel seid Ihr — so — Clara!“ fuhr er in rauhem Tone fort, als er wieder den schlanken Leib der Jungfrau umschlingen wollte, und sie nur heftiger ihn abwehrte und lauter um Hilfe rief; — „Clara! Wie deut' ich dieses Sträuben zu Eurem Liebeswort von vorhin?“

„Nicht Euch galt jenes Wort — —“

„Ha, Höll' und Teufel! — Wem — wem galt es?“ fuhr der Enttäuschte auf und heftete sein blißendes Auge in wilder Leidenschaft auf das zitternde Mädchen, das bleicher ward als das Tuch, mit dem sie das Gesicht bedeckte. — „Wem galt der Ruf? Wer ist der Axel, nach dem Euch verlangt?“

Gespannt hingen seine Augen an der Jungfrau Lippen, die sich bemühte zu sprechen und es doch nicht vermochte.

„Laßt mich, Herr Oberst!“ bat sie endlich sanft und versuchte von neuem, sich dem wilden Manne zu entwinden.

„Nicht um die Welt, bis Ihr gesprochen!“ rief er heftig, aber in entschiedenem Tone.

„Und wer gibt Euch ein Recht zu fragen?“ ermannte sich jetzt Clara, und vermochte den frommen, sanften Bügen mit Gewalt einen zürnenden Aueindruck zu geben.

„Der Krieg, mein Töubchen, meine Macht!“ sprach Kallstädt, mit schlecht verhehlter Kriegeranmaßung. „Wer hat mir Euer Herz gestohlen, da Ihr noch unlängst von Minne mir gesprochen?“

„Nie, nie — nie tat ich das!“ fiel die Jungfrau heftig ein.

„Und Eure Blicke —?“

„Mögen Euch sagen, daß ich Euch hasse!“

Der Schwede biß sich in die Lippen.

„Also ruhte Euer Auge nie liebend auf mir,“ sagte er endlich laut und sah halb zürnend, halb mit dem Ausdruck heißer Leidenschaft auf Clara.

„Wie könnt' ich doch!“ entgegnete diese, der es schon weh tat, harte Worte zu ihm gesprochen zu haben, in weichem Tone, — „wie könnt' ich doch! Das Herz — das wißt Ihr ja, — läßt sich nicht zwingen!“

Der Krieger richtete sich stolz in die Höhe.

„Wißt Ihr, daß ich morgen gen Raumburg ziehe mit Heereemacht und Euch zwingen kann, sich mir zu ergeben? Clara!“ sagte er nach einer Weile mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit und blickte der Jungfrau erwartungsvoll ins Auge. „Nennt mir den, den Ihr liebt, dem Ihr vor wenigen Augenblicken zurieft?“

„Was kümmert Euch der Name dessen, der vielleicht längst heimging zu seinen Vätern?“ suchte die Jungfrau auszuweichen.

„Heimging — heimging?“ forschte der andere etwas beruhigt.

„Ach, wenn er lebte, so wär' er hier!“ klagte das kleine Mädchen und blickte trübe zur Erde.

„Ihr wißt es nicht — wohl! So nennt mir den Namen!“ sagte Kallstädt rosch und setzte mit lauernden Blicken hinzu: „Vielleicht, daß ich Euch Kunde geben könnte. Ein Schwede ist's,

das sagte mir der Name, den Ihr nanntet —
darum rasch, vollendet die Mitteilung!"

Nur mit Tränen vermochte die Arme zu ant-
worten, die der Gedanke an die Möglichkeit des
Todes ihres Geliebten niederbeugte.

„Nennt mir ihn!“ drängte der Zurückgesetzte
heftiger und ein tückisches Lächeln spielte um
seinen Mund.

„Erlaßt mir die Antwort, Herr Oberst!“
bat die Jungfrau, noch immer weinend, ist er
tot, so — —“

„Nennt mir den Namen! Ich will, ich muß
ihn wissen!“ fuhr jener leidenschaftlicher und bei-
nahe drohendem Tone fort.

Da richtete sich das Mädchen plötzlich in die
Höhe, trocknete ihre Tränen, sah den Fremden
zürnend an, entriß ihm durch eine rasche Be-
wegung ihre Hand, die er bisher noch immer
festgehalten und eilte mit der Schnelligkeit der
Gazelle, die vor dem Panther flieht, in einen
dichten Laubgang. Die Nacht begünstigte ihre
Flucht, und der Angestüme stand endlich fluchend
von seiner Verfolgung ab, da eben Johannes
Beyer, der Stadtrichter von Raumburg, mit
einem Diener, der ein Windlicht trug, aus dem
Hause in den Garten trat.

Verwundert sah der Stadtrichter auf den
späten schwedischen Gast, der grollend ihm ent-
gegentrat und Herberge für die Nacht begehrte.
Johannes ahnte nichts gutes.

„Sah Ihr nicht meine Tochter, Herr Oberst?“
fragte der Besorgte endlich den Mächthaber, nach-
dem er ihn schon begrüßt und ihm das Nacht-
lager zugesagt hatte.

„Was kümmert mich das Mädchen!“ murkte
der Befragte, und folgte finster seinem Wirt in
das gastliche Haus.

Kaum hatte die Nachtlust des Obersten kir-
rende Tritte verweht, so trat auch Clara wieder
aus ihrem Versteck zu der Fliederlaube und ließ
das schneude Auge hinüberschweifen über die
Saale nach den rotglühenden Ebenen von Lügen.

„Tot, tot!“ Nagte sie in leisem, rührendem Tone,
und matt sank das braune Lockenhaupt auf den
wogenden Busen herab. — „Tot, tot, sonst wäre
er hier! — Schrecklich! — Axel fern und der
Wüterich in der Nähe!“

Sie war von neuem auf die Steinbank in
der Laube niedergesunken, stützte wehmütig das
Haupt in die Hand und dachte an Axel mit
schmerzlicher Lust. — Da zuckte sie plötzlich zu-
sammen. Wer es nicht, als ob die Wellen der
Saale lauter tauschten? — Atemlos sah sie hin
auf den Wasserspiegel des Stromes — da —
was war das? Ein dunkler Punkt auf der

glänzenden Fläche — er bewegte sich nach ihr
zu, aber kein Rahn war es — es war ein blond-
gelocktes Männerhaupt, das höher bald, bald
tiefer über dem Wasser schwebte — es war ein
Schwimmer, der schon das Ufer erreichte.

In zagender Erwartung drückte sie sich fest
in die Ecke der Laube, bog leise die Zweige aus-
einander, lugte durch die Blätter und wagte nicht
zu atmen, aus Furcht, der Nahende sei ein Feind.

Jetzt sprang der Schwimmer an das Land
und schüttelte das Wasser von den triefenden
Kleidern. Da reckte der Mond sein silberglän-
zendes Haupt durch den zerrissenen Trauermantel
der Nacht und „Axel, Axel!“ jauchzte die Jung-
frau, stürzte aus der bergenden Laube in freu-
diger Hast hervor und warf sich dem Geliebten
an die Brust.

„Clara, du hier?“ rief der Ueberraschte und
wehrte ihr, ihn zu umfassen und sagte: „nicht
doch, mein Mädchen, du durchnäßt dich! Die
Fluten sind kalt —“

„Aber das Herz ist warm!“ unterbrach sie
ihn mit Innigkeit und preßte nur heftiger, zärt-
licher den Geliebten an die hochklopfende Brust.

Sprachlos ruhten die Seligen einander in
den Armen.

„Aber Axel!“ rief Clara endlich im Tone
des zärtlichen Vorwurfs und führte den schlän-
keln Jüngling nach der Laube, „wie kannst du
dein Leben den wilden Wogen anvertrauen?“

„Wie ich das kann?“ erwiderte er, faßte die
Glühende unterm Kinn und sah ihr zärtlich in
das sanft schmachtende Auge, „würde ich dich
lieben, wenn ich das nicht könnte? Den Rahn,
der mich gar oft in deine Arme trug, fand ich
heute nicht, so mußt' ich's denn auf andre Art
versuchen! Und gelt!“ fuhr er schätzernd fort, und
ringelte die braune Locke der Geliebten um den
Finger — „du mußt' gestehen, daß ich ein tüftli-
ger Schwimmer bin!“

„Ein böser Mann bist du!“ schalt ihn das
Mädchen und trocknete seine triefenden Locken mit
ihrem Tuche, „was wagtest du?“

„Das Leben um die Liebe, was weiter?“
fiel er in scherzhaftem Tone ein und verschloß
der Scheltenden den rostigen Mund mit Küffen.

„Aber komm, mein Axel!“ endigte endlich
Clara die Tändeleien der Minne, „komm ins
Haus an den wärmenden Kamin, damit dein
Rock trocknet und ein Becher Wein dich erwärmt.
Aber geh' fein leise und behulfsam, damit der
Oberst Ralsstädt dich nicht hört, der drinnen sitzt
beim Vater um den Nachtmüß.“

„Mein Vater — nicht doch! Der Oberst
Ralsstädt hier?“ unterbrach der Jüngling plötzlich.

„Dein Vater?“ sagte Clara stauend, „der Oberst dein Vater?“

„Vertrau keiner Menschenseele das Geheimnis, das meine Ueberraschung dich kennen lehrte!“ sagte Axel in wahnndem, dringendem Tone. „Meine Mutter war des Generals P... Tochter, die der Oberst entführte, und dann verließ. Nur ein Zufall machte mich mit dem unseligen Geheimnis bekannt, das außer mir nur du noch weißt. Die Entdeckung an den General kostete dem Verräter — o, daß ich so den Vater nennen muß! — gewiß die Ehre und das Leben und — Ralsstädt ist fürchtbar in seinem Zorn!“

„Schrecklich!“ bebte es über die Lippen der Jungfrau, als sie die Nachricht hörte.

„Aber Oberst Ralsstädt hier?“ fuhr der Hauptmann nachdenklich fort, „was wollte er?“

„Axel!“ schmeichelte Clara und verschloß mit Küßchen den Mund des Fragerk.

„Was wollte er? Was will er?“ redete dieser dringender weiter.

„Was fragst du doch?“ gab sie schmeichelnd und setzte, da er nochmals in sie drang, die Augen verschämt zu Boden schlagend hinzu: „Ich weiß es nicht!“

„Doch, doch, du weißt es!“ widersprach der Krieger, „ha, ich errate —“

Minutenlang währte das Schweigen, das beide jetzt beobachteten.

„Ich muß fort, Clara, gleich fort!“ sagte Axel endlich ungewöhnlich lebhaft.

„Wie — du wolltest —?“

„Dich sehen und dann scheiden!“ fiel jener rasch ein und wandte, da eben ein Geräusch in den Büschen vor den Liebenden hörbar wurde, aufmerksam den Kopf nach dieser Seite.

„Es war ein Vogel, der in den Zweigen rauschte!“ beruhigte ihn die Jungfrau. „Aber

scheiden willst du? Nicht doch! Ich laß dich nicht, nicht so von hinnen ziehen!“

„Ich steh auf Posten!“ erklärte der andere rasch, „verließ diesen ohne Feilschaft und — ja, ja! Der Oberst Ralsstädt ist in strenger Richter, doppelt streng gegen mich, den Hauptmann Almaried — o Mutter, Mutter, betrogene Mutter!“

Mit leidenschaftlichem Schmerz legte er die Hand on die Stirn und bliete anklagend zum Himmel.

„Was ist dir, Axel?“ rief Clara erschrocken.

Er aber hatte, in Nachdenken versunken, die Frage überhört, und fuhr jetzt in dumpfem Tone fort:

„Wie er dir, Verklärte, das Glück deines Lebens stahl, stiehlt er's mir! Dich tötete der Gram, der Schmerz um die verlorene Ehre, um das zu Grab getragene Erdenglück, mich,“ setzte er leidenschaftlich hinzu, und seine Hände ballten sich, „mich würde er um —“

Er hielt inne.

„Wollt Ihr nicht vollenden?“ rief in diesem Augenblick eine Stimme dicht neben den Liebenden. — Es war der Oberst Mit einem Schrei des Entsetzens

warf sich Clara dem Geliebten in die Arme und barg das bleiche Antlitz an die Brust und schmiegte sich fest an den Starlen.

„Beliebt's Euch zu vollenden?“ fergte der Oberst wieder mit schneidender Kälte, und hestete durchbohrend den Blick auf den Sohn, der jetzt stolz den Kopf erhob, kühn und fest dem feindlichen Vater ins Auge blickte und dann halbblau und langsam, aber entschieden rief: „Er würde mich zum Vatermörder machen!“

Rasch führte er nach diesen Worten die zitternde Tochter Johannes Beher zu, der mittlerweile auch herbeigefommen war, verneigte sich dann kalt und militärisch vor dem Oberst und wollte sich entfernen.



„Gebt mir den Degen! befaht jetzt der Kommandant, da er sah, daß einer der Reiter die Waffe an sich nehmen wollte.“

„Nicht doch! Auf ein Wort, Hauptmann Almanried!“ rief dieser kalt und höhnisch, „warum v riefet ihr Euern Posten?“

Der Gefragte gab keine Antwort.

„Warum verlietst Ihr Euern Posten?“ fragte der Oberst wieder in verbiss'ner Mut.

„Dem Kriegsgrat steh' ich Rede, Euch nicht!“ entgegnete der Unerfrochene und blickte vorähtlich auf den Frager.

„Nicht, nicht? Mir nicht?“ rief jener wütend zog rasch ein silbernes Pseisichen unter der himmelblauen Schärpe hervor und stieß dreimal heftig hinein, daß ein gellender Laut weithin schallte. Einen Augenblick darauf traten zwei schwedische Reiter aus dem Kahn zu dem Gebieter und fragten nach seinen Befehlen.

„Der Hauptmann Almanried ist Euer Arrestant!“ herrschte er den beiden zu und fuhr dann, zu die'm gewendet, in demselben Tone fort: „Gebt der Wache Euern Degen, Hauptmann!“

Schweigend und ohne eine Mine zu verziehen gehorchte er.

„Gebt mir den Degen!“ befahl jetzt der Kommandeur, da er sah, daß einer der Reiter die Waffe an sich nehmen wollte. Er betrachtete den Degen lange aufmerksam.

„Kennt Ihr den Degen, Hauptmann?“ fragte er diesen, „mich dünkt, ich gürtete ihn selbst um Eure Hüften; das Wehrgehänge ist noch —“

„Sprecht ihn nicht aus, den Namen derer, die Euch schon längst vor Gottes Thron verklagt!“ fiel der Jüngling heftig ein und blickte den Vater zornig an, „als heilig Kleinod hab ich's stets betrachtet, geschändet wird es nur durch Eure Hand!“

„Das mir, Bube?“ knirschte Kalkstädt, und donnerte, gegen die Wache gewendet: „Führt ihn ab! Mit Eurem Leben haftet ihr mir für das seine!“

Die Reiter zögerten.

„Vorwärts!“ kommandierte der Oberst, und alle drei wandten sich zum Gehen. Noch aber hatte Axel erst einige Schritte getan, als er nochmals sich umwandte, das große, feurige Auge in zärtlichem, verzehrendem Ausdruck auf die Geliebte heftete, die schluchzend und unvermögend, ein Wort zu sprechen, in ihres Vater Armen ruhte. „Clara! Ich scheide!“ sagte er dann schmerzlich. „Lebewohl — auf Nimmerwiederseha!“

„Axel!“ schrie die Jungfrau entsetzt auf bei diesen Worten und sah ihm in tödlicher Spannung in das Antlitz.

„Ich sterbe! Ließt du mein Urteil nicht in

dieses Menschen Augen? Lebe wohl! Gedanke mein!“

Da strich der Ohnmacht eisiger Todeshauch über das Mädchen und senkte sich erkältend in ihre lebenswarme Brust. Noch einmal preßte der Hauptmann die Traute stürmisch an das Herz legte sie dann sanft dem nahestehenden Vater an die Brust und schritt nun rasch mit der Wache nach dem Kahn, den die Flußgötter alsbald auf ihre Schultern nahmen, ihn aus andere Ufer zu tragen.

„Herr Oberst!“ schluchzte sie unvermögend, anders als in Absätzen zu sprechen, „Herr Oberst, schonet den Hauptmann!“

„Der also ist der Axel, der mir Euer Herz entfremdet!“ gab er, ohne seine Stellung zu verändern, mit erheuchelter Kälte zurück, während sein Aug in den Reizen schwelgte, die dem Begehrenden nie so rührend erschienen, als in diesem Augenblick.

„Schonet — schonet sein!“ flehte sie wieder, und warf sich, da jener in dumpfem, feindseligem Schweigen ihr gegenüberstand, vor ihm nieder und umfaßte seine Knie, wendete das tränende Auge in rührend bittendem Ausdruck zu ihm empor und rief wieder: „Schonet sein, schonet — Euren Sohn!“

„Meinen Sohn!“ fuhr der Oberst plötzlich auf, und se'n Auge flammte. „Der Bastard nannte sich meinen Sohn?“

„Gott, was tat ich!“ jammerte Clara und bedeckte angstvoll das Gesicht mit den Händen.

„Hauptmann Almanried ist nicht mein Sohn! Hört Ihr's wohl?“ sagte der Schwede jetzt, seine Wut mühsam bekämpfend, in ernstem, drohendem Tone zu Johannes und seiner Tochter: „So Ihr nicht meine vollste Rache fühlen wollt, so saget niemand, daß der Verräter Almanried sich meinen Sohn nannte!“

„Schonet den Hauptmann!“ bat jetzt auch Beher, dem der unendliche Schmerz der Tochter das Vaterherz zerriß. „Sein Tod brächte auch das Mädchen in die Grube!“

„So kanntet Ihr des Mädchens Liebe zu dem Bastard, alter Kuppler, und habt sie begünstigt?“ nahm der Oberst wieder brach das Wort. „Haltet Ihr so Euer mir gegebenes Wort?“

„Ich sagt der Tochter nichts von Eurem Antrag, und leistete auch dem Hauptmann bei ihr keinen Vorschub!“ rechtfertigte sich der Vater.

„Wollt Ihr gewähren?“ ging die trostlose Tochter den wilden Mann wieder an.

„Sein Leben liegt in Eurer Hand, das merkt wohl,“ erwiederte er mit Bedeutung, „doch

davon morgen! — Jetzt Alter kommt, mich dürstet!“

Langsam erhob sich das schluchzende Mädchen von dem Boden und folgte schwankenden Schrittes dem voraus eilenden Beiniger und dem Vater, der von Zeit zu Zeit den Kopf umwendete, zu sehen, ob sie folge, und ängstliche und besorgte Blicke auf sie warf.

Einer schlaflosen Nacht war ein trüber Morgen gefolgt. Nicht freundlich und heiter, wie wohl sonst so oft, sandte heute die Oktobersonne ihre Strahlen auf den Marktplatz des freundlichen Raumburg. Sie hatte mit feuchten Nebeln zu ringen, die sich wirr und kraus, gleich finsternen Dämonen durch die Straßen trieben und das Antlitz der Sonne verschleierten.

Da erscholl eine lustige Hornfanfare vor dem Jakobstore, allein die Töne der Luft fanden keinen Anklang in den zagenden Herzen der Bürger, die sich schüchtern und ängstlich nach den Fenstern drängten, die Reiterfahnen des schwedischen Generals P. . . . einziehen zu sehen, die in dessen Abwesenheit der Oberst Kalsädt befehligte.

„Die Quartierzettel in Ordnung, Herr Stadtrichter?“ fragte bei diesen Klängen der Oberst, der mit Claras Vater in dessen Hause am Markt beim Morgenimbiss saß.

„In Ordnung, gnädiger Herr,“ gab dieser gepeckzt zurück.

„Und die sechstausend Taler?“ fragte der erste, scheinbar gleichmütig, ohne die Messer wegzulegen, oder beim Essen innezuhalten, wieder.

Der Stadtrichter zuckte verlegen die Achseln. „Noch nicht beisammen?“ fuhr jener in dem selben Tone fort.

„Die Not, Herr Oberst! Die harten Lasten — ich zweifle!“ sagte er endlich gedrückt.

„Schweigt von der Kleinigkeit!“ unterbrach Kalsädt rauh, unsern Segnern zahlt Ihr gern, weil diese Plündern und Euch die Nester über den Häuptern anstecken, wenn Ihr nicht zahlt, aber uns, die wir über das Meer zogen, zu streiten für Euch und Euern Glauben — doch davon auf dem Rathause! — Jetzt zu etwas anderem! Wo ist Eure Tochter?“

Der Stadtrichter zögerte mit der Antwort.

„Wo ist Eure Tochter?“ wiederholte der Kriegsmann rauh.

„Erkrankt diese Nacht. Gefährlich!“ entgegnete der Stadtrichter.

„So will ich sehen, wie's ihr geht!“ sagte Kalsädt, vom Tisch aufstehend.

„Nicht doch, Herr Oberst!“ fiel Johannes in bittendem Tone ein, „nicht doch, der Arzt ist bei ihr.“

„Nun, was tut's?“ versetzte der Schwede und ging nach der Türe, „kommt, führt mich zu ihr.“

„Geht nicht, gnädigster Herr!“ flehte der Greis und hielt den Obersten auf, „Euer Anblick —“

„Ist er nicht genehm, fürchtet Ihr?“ lachte Kalsädt in verbissenem Grimm, glaub's gern, daß sie den Almanried lieber kommen sähe, aber ich muß mir doch Bescheid holen, wie sie's gehalten wissen will mit seinem Leben!“

Johannes Beyer, der Stadtrichter, senkte tief auf und wagte doch nicht, des wilden Kriegsmanns starren Sinn wohl kennend, für des Bedrohten Leben zu bitten.

„Auch der ehrwürdige Herr Pastor ist bei ihr!“ wandte er endlich nach einigem Zögern ein.

„So will ich allen dreien Gesellschaft leisten!“ entschied der Schwede und drängte Johannes, der ihn aufhalten wollte, von der Türe.

„Zeigt mir das Gemach!“ herrschte er ihm, schon vor der Türe stehend, zu und zagend und zögernd führte der besorgte Vater den herrischen Gast die Treppe hinauf nach Claras Kammer.

Bleich und mit verweinten Augen saß diese auf ihrem Ruhebetzte. Vor ihr der Arzt Dr. Paulus Helle, an ihrer Seite der Pfarrer M. Caspar Bertram. Erschrocken fuhr sie in die Höhe, als der Schwede mit kirrendem Schritte eintrat.

„Bleibt — bleibt bei mir, ehrwürdiger Herr!“ wandte sie sich leise und ängstlich an den Pastor, da sie gewahrte, daß dieser bei dem Eintritt des Fremden sich erheben wollte.

Mit freundlichem Gruße trat Kalsädt ihr nahe.

„Was zagt Ihr doch vor mir?“ redete er sie an und ein Anflug von Rührung zuckte über sein benarbttes, leidenschaftliches Gesicht, als er das tiefe, unverkennbare Leiden in den Zügen des heißgeliebten Mädchens erblickte; „schaat mich freundlich an, Clara! Wendet Euch nicht ab von mir! Die Minuten sind gezählt, die ich in Eurer Vaterstadt verweilen kann, darum sagt mir ehrlich Bescheid: wollt Ihr meine Gattin werden?“

„Sprecht nicht davon! Clara ist schwach, wie Ihr seht!“ bat Johannes.

„Wollt Ihr mein Weib werden, Clara?“ fragte der Schwede wieder, ohne die Unterbrechung zu beachten.

„Was denkt Ihr doch im Sturm des Krieges daran, den ehelichen Herd zu gründen, den vielleicht der nächste Schlachttag wieder niederreißt?“ mischte sich der Pfarrer ins Gespräch. „Ein Krieger führt ein wildes, unstätes Leben und Clara ist ein frommes, sanftes Kind.“

„Was entscheidet Ihr?“ wandte sich der Oberst, ohne auch des Pfarrers Rede nur im geringsten zu beachten, an Clara, und verwendete nicht den lusternen Blick von der jagenden Jungfrau.

„Ich kann nicht!“ kispelte sie endlich und barg das tränenfeuchte Auge in die Kissen.

„Nicht? — Ihr könnt nicht? — Bedenkt es wohl, das Wort, das Ihr gesprochen!“ warnte Ralsköt und seine Stirn runzelte sich.

„Ich kann nicht!“ schluchzte das Mädchen wieder, ohne aufzublicken.

Der Oberst ging mit heftigen Schritten die Kammer entlang auf und nieder.

„Verlaßt uns, Ihr Herren!“ wandte er sich dann in befehlendem Tone an Claras Umgebung, „ich habe mit dem Mädchen allein zu sprechen!“

„Nein, nein, bleibt!“ bat diese mit den Zeichen der höchsten Angst und klammerte sich fest an den Pfarrer und ihren Vater, der zu ihr getreten war.

Da rollte der Krieger die Augen und rief mit schrecklicher Stimme:

„So komme denn Arel Almanrics Blut über dich, Mädchen! Ralsköt ist nicht der Mann, der vor Weibern auf den Knien läge und um ihre Gunst bettelte!“

„Ich muß Euch bitten, das Gemach zu verlassen, Herr Oberst, sonst wird Euer heftig Wesen die Jungfrau töten!“ rief in diesem Augenblick Paulus Helle, der Arzt, indem er unerschrocken und entschlossen vor den Wüterich trat.

Dieser lachte überlaut.

„Wär's so weit mit schwedischer Macht gekommen, daß erbärmliche Pfahlbürger es wagen dürften, den Generalen und Obersten Vorschriften zu machen?“ sagte er endlich mit verächtlichem Hohne und schleuderte den Arzt beiseite. Dann trat er rasch auf die Jungfrau zu und sagte in entschiedenem Tone, aber mit weniger Rauheit: „Bis zum Neujahr laß ich Euch Zeit, es Euch wohl in Ueberlegung zu ziehen, ob Ihr mein ehelich Weib wollt werden oder nicht. Verweigert Ihr's, so zittert vor mir! Der, der mich morden wollte, der gegen Kriegsbrauch handelte, den Ihr liebt, stirbt dann, beim ewigen Gott und meinem Ritterwort durch Penters Hand!“

Die Jungfrau zuckte in tödtlichem Schrecken zusammen bei diesen Worten. Erschöpft sank das müde Haupt in die Kissen. Der Oberst aber wandte sich rasch an den Stadtrichter und sagte endlich zu ihm in finstrem Tone:

„Jetzt kommt, wick auf das Rathhaus zu geleiten. Die Väter der Stadt wird's drängen, mir die sechstausend Taler auszuzahlen und wehe

ihnen, wenn ein Gulden fehlt. Euch aber,“ fuhr er mit leiser Stimme, und den Mund an das Ohr des zitternden Mannes legend, fort, „Euch laßt's gesagt sein und auch Eurer Tochter, daß Oberst Ralsköt keinen Sohn gezeugt! Hört Ihr? — Jetzt kommt!“

Das leidende Mädchen saß in ihrer Kammer und schien in Nachdenken verloren. Endlich erhob sie sich, faltete fromm die Hände und betete leise und inbrünstig mit zum Himmel gerichtetem Auge:

„Es walt' Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, auf daß sie stark sind in den Schwachen, und sie nicht unterliegen lassen in der Stunde der Trübsal!“

Und als sie das Sprüchlein gebetet und die Träne getrocknet hatte, die ihr währenddessen die Wimper neigte, trat sie zum Spiegel und stochte um und neben den Myrthenkranz die weißen Perlen. Noch hatte sie dies nicht zu Stande gebracht, als die Türe sich öffnete und Frau Barbara, ihre Base, eintrat, die der Verwaisten eine zweite Mutter gewesen, seit ihr der Tod die erste geraubt.

„Ei, was zauderst du doch, du faules Mädchen!“ keifte die Alte in gutmütigem Tone und trippelte mit kleinen Schritten herbei, um mit wohlgefälligen Blicken die liebliche Jungfrau zu betrachten, „daß Gott! Wer wird so säumig sein am Hochzeitstage!“

„Ich komme ja schon, liebe Base!“ sagte Clara sanft.

„Der ehrwürdige Herr Pfarrer hat den Glückener schon zweimal hergesendet und fragen lassen, ob Ihr nicht bald kämet. Er wartet Euer!“ fuhr die Geschwähige fort und stekkte, rückte und zupfte noch dies und das an des Bräutchens Anzug zurecht. „Ach, und der Bräutigam kann sich kaum fassen vor Ungeduld und geberdet sich schier wie besessen. Gerade wie mein Martin, seliger — daß Gott! Ach,“ setzte sie begeistert bei der bloßen Erinnerung an die Jugendzeit hinzu, „hat der's nicht getrieben, hat der nicht gescholten, als das Gespann schon vor der Pforte stand, das uns zur Kirche bringen sollte und doch der Gürtel nicht schließen wollte, weil — ich muß lachen, wenn ich daran denke! — weil er mir beistehen wollte, und dabei zitterte vor Ungebild, und alles ungeschickt machte. Der gute selige Mann! Daß Gott! — Jo, wie die Zeit vergeht!“

„Jetzt bin ich fertig, Base! Wollen wir gehen?“ unterbrach Clara der drolligen Alten Redefluß und griff nach dem Bibelbuche, das auf-

geschlagen auf dem Tische lag und las andächtig: „Vater, nicht mein Wille geschehe, sondern der deine!“

Da schoß der alten Base das helle Wasser in die gutmütigen Augen vor Rührung und unter Tränen rief sie:

„Das fromme Kind! Wie wenig geschieht's doch in dieser argen Zeit, daß sich die Braut am Hochzeitmorgen des Herrn der Heerscharen erinnert! Daß Gott!“

Und kaum, daß sie geweint, so lachte sie wieder und trocknete ihre Tränen mit der blütenweißen Schürze und küßte das fromme, gottergebene Mädchen mit dem gebrochenen Herzen auf die Stirn. Da gewahrte sie die Perlenchnur in ihren Haaren.

„Daß Gott!“ rief sie betreten aus und hinderte das Mädchen am Weitergehen, „Perlen in den Haaren? Weiße Perlen am Hochzeitstage? Was kommt dir bei, du unverständig Ding? Perlen bedeuten Tränen — daß Gott! Gleich herab mit den Perlen!“

Und eilig streckte sie die Hand aus, den argen Schmud zu entfernen. Clara aber verhinderte sie.

„Perlen bedeuten Tränen? Wißt Ihr das gewiß, Base?“ fragte sie dann langsam und mit wehmütigem Lächeln.

„Ob ich das weiß, närrisches Mädchen,“ eiferte die Alte. „Wer soll's denn wissen? Daß Gott! Und gleich nimm die Schnur aus den Haaren.“

„Laßt sie nur immerhin, liebe Base?“ bat dagegen die Jungfrau weich, laßt sie nur! Wenn ich weine, so denk ich an Axel und wenn ich an ihn denke, so bin ich glücklich, auch wenn Tränen dem Auge entquellen. Glaubt mir's nur immer, auch Tränen machen glücklich!“

„Du bist ein albernes Kind!“ schalt Frau Barbara fort, „denkst noch immer an den einfältigen Hauptmann, der doch — du haßt's ja gehört vom Herrn Obersten viele tausend mal — ein Bastard ist und ein ungehorsamer Tor! Aber

warum findest du denn kein Behagen an dem Herrn Obersten? Sahst Du je vier prächtigere Hengste, als die vor dem Hause, die dich alsbald in die Kirche ziehen werden? Daß Gott! Hörst du sie wiehern und schnaufen? Speckblat sind die mutigen Säule und das Geschirr starrt von Gold und Silber. Und der Bräutigam selbst — ist's nicht der stattlichste Mann, den du sahst? Wie soll die Bürgermeisters-Anna das stolze Näschen rümpfen, wenn dich die Dänenrosse vor ihres Vaters Hause vorüberziehen und du neben dem stolzen prächtigen Oberst mit der reich gestickten Schürze — daß Gott! Das Herz im Leibe lacht einem, wenn man daran denkt!“

„Ach — Axel!“ seufzte Clara leise vor sich hin, und das feuchte Auge sah gedankenlos auf die roten Ziegelquadern, womit der Fußboden gepflastert war.

„Bist du fertig, meine Tochter? fragte in diesem Augenblicke Johannes Beyer, der Stadtrichter von Raumburg, der zur Türe hereintrat, mit sanfter Stimme und blickte besorgt zu der Tochter auf.“

„Ich bin's, mein Vater!“ gab diese mit ergebenem Tone zurück.

„Und gefaßt?“ fragte der teilnehmende Vater weiter, und ergriff ihre Hand und streichelte sie in der



„Arme, arme Tochter!“ klagte der Gr. is.

feinen.

„Gefaßt!“ entgegnete sie in möglichst freudigem Tone, aber konnte deshalb doch den Seufzer nicht wehren, der sich unwillkürlich aus dem blutenden Busen herausrang und wendete sich schnell ab, dem Vater die Tränen zu verbergen, die unaufhaltsam ihr aus den Augen brachen.

„Arme, arme Tochter!“ klagte der Greis und bedeckte schmerzlich das Gesicht mit der einen Hand, während die andere die der Tochter herzlich drückte.

„Warum arm, mein Vater?“ nahm darauf Clara wieder das Wort und rang mit Gewalt nach Fassung und trocknete verstohlen ihre Tränen, damit der Vater wieder heiter werde, wenn er sie getröstet wähne.

„Du opferst dich!“

„Für Axel — süßer Trost! Und gelt Vater,“ fuhr sie sich mit Gewalt zur Heiterkeit zwingend, in schälerndem Tone fort, „gelt, Ihr macht heute an meinem Ehrentage auf dem Hochzeitschmaus ein fröhlich Länzchen mit der guten alten Base?“

„Du Goldkind!“ lobte die Geschmeichelte, um das Mädchen herumtrippelnd und sich dann ehrbar vor Johannes verneigend fuhr sie, verschämt lächelnd, gegen diesen fort: „So es Euch genehm und ich Euch nicht zu alt wäre, Herr Schwager —“

„Ich versprech's Euch! Väterchen tanzt mit Euch!“ sagte die leidende Braut, und nun kommt!“

„Aber die Perlen, die Perlen — daß Gott!“ wandte die Base ein, „hab ich nicht Recht, Herr Schwager, Perlen bedeuten Tränen?“

„Freilich, freilich!“ bestätigte dieser, erst jetzt auf den Schmuck aufmerksam werdend.

„Und diese müssen aus den Haaren!“ entschied die Alte, „was sollten denn die Leute sagen? Daß Gott!“

„Ja, liebe Clara, die müssen —“

„Nicht doch, laßt sie mir nur immer!“ bat die Jungfrau sanft.

„Ja, laßt sie ihr nur!“ stimmte jetzt der Vater bei, der dem einzigen, geliebten Kinde nichts abschlagen konnte. Darauf führte er sie die Treppe hinab.

Das bleiche Bräutchen zitterte, als es den Bräutigam mit starken Schritten im Gemach unten auf- und niedergehen hörte. Als aber der Vater die Türe jetzt öffnete, da war es ihr, als krampfte der Tod die knöcherne Hand nach ihrem Herzen. Sie wurde noch bleicher, als sie bisher gewesen, und mußte einen Augenblick anhalten, ehe sie einzutreten und den freundlichen Gruß zu erwidern vermochte, mit dem der festlich geschmückte schwedische Oberst ihr entgegentrat. Unmöglich aber war es ihr, die Augen zu ihm aufzuschlagen.

„Empfanget hier das Opferlamm!“ sagte der Vater mit zitternder Stimme, als er die Tochter dem Krieger zuführte und lehrte sich schnell um, damit Claras Fassung nicht erschüttert werde, wenn sie die Träne sehe, die er nicht bewältigen konnte.

Selbst Kalsbädts dunkles Auge ward feucht, als er den Kampf gewahrte, den es heiden kostete, die mühsam errungene Fassung zu behaupten.

„Liebe Clara!“ sagte er endlich, verlegen, wie er ein Gespräch beginnen solle, mit den weichsten Tönen, denen er fähig war, „kannst du mich denn nimmer lieben?“

„Habt Geduld mit dem schwachen Mädchen!“ gab sie freundlich zurück, „was an mir ist, will ich streben, Euch ein treu gehorames, liebendes

Weib zu sein, so Gott mir helfe! Ist's Euch gefällig, Herr, so laßt uns ziehen!“

Sie deutete nach der Thür.

Sonderbarer bewegt, weicher gestimmt, als jetzt dem frommen, gottergebenen Mädchen gegenüber, fühlte sich der rauhe Kriegsmann nie.

„Clara!“ rief er leidenschaftlich, „so tret' ich nimmer mit dir zum Altar. Höre mich! Du magst mich oft grausam, hart haben schelten hören, mich so gesunden haben — nun ja, ich war es oft, bin's auch wohl noch, weil das Blut in heißem Strome durch meine Adern fließt. Aber fürchte nichts! Rauh ist der Pfad und dornenvoll, den der Krieger wandeln muß. Oft nötigt ihn die Pflicht, härter zu erscheinen, als er ist, oft auch die Leidenschaft. Ich mag's nicht leugnen, daß das Kriegshandwerk, das ich von Jugend auf getrieben, mein Herz gestählt hat, aber glaube mir, nur die Schale ist rauh, der Kern ist gut. Weich will ich werden, gut und fromm, wie du, und sollt ich straucheln auf dem ungewohnten Pfade, so richte deine zarte Hand mich auf. Ich liebe dich herzlich — glaub' es mir! — kann, mag nicht leben ohne dich. Darum sei guten Muts und werde heiter.“

„Wenn's Euch freuen kann und ich's vermag, lieber Herr — wie gern!“ erwiderte das Mädchen und zwang das leidende Gesicht zu freudlichem Ausdruck.

„Bist du jetzt stark genug, mir in die Kirche zu folgen?“ fragte zärtlich der Oberst und strich die Locken aus des Mädchens Strin.

„Ich bin's!“

„So komm!“ rief er und trat zum Fenster und winkte hinab auf den Markt, wo seine Scharen aufgestellt waren. Da erscholl ein tausendstimmiger Jubelruf und die Lüfte trugen die Namen ihres Obersten und seiner holden Braut bis zu den Wolken.

„In Gottes Namen denn!“ sagte Clara gefaßt. „Kommt, lieber Vater! Was seid Ihr traurig, da ich glücklich bin?“

Und Johannes legte segnend die Hand auf das Haupt der frommen Tochter, die nun ungesäumt dem Bräutigam folgen wollte, als plötzlich der Hufschlag schnell heransprengender Rosse in das Gemach drang. Der Oberst slog zum Fenster, öffnete es und rief dann, es schnell wieder zuwerfend:

„Tod und Teufel! Wer befreite den?“

„Am Gott, was ist's?“ rief Clara ahnend, und sich an den Vater schmiegend.

„Wen meint Ihr, Ihren Herrn Sohn?“ fragte Johannes ängstlich. Da wurde schon die Türe aufgerissen, und herein stürmte atemlos der

Hauptmann Axel Almanried. Ihn folgten zwei andere Hauptleute.

„Ha, Jungfrau!“ rief er, auf das Mädchen zuwendend und ihre Hand ergreifend, „ist zu spät, daß ich komme?“

„Was wollt Ihr? Ich versteh Euch nicht!“

„Seid Ihr dieses Buben Weib?“

„Noch nicht!“

„Gottlob, so komm' ich nicht zu spät!“ jubelte der jugendfreundliche Krieger und zog ein Schreiben unter dem Koller hervor und reichte es Johannes dar. „Vom Kanzler Drensterna!“ sagte er dann und warf

einen Blick der tiefsten Verachtung auf den unnatürlichen Vater.

„Glaub's nicht, der Bastard lügt!“, rief dieser wütend und mit frecher Stirn.

„Ihr seid be-weib't!“ donnerte der Jüngling, ihm fest ins Auge blickend.

„Allheiliger Gott!“ kreischte Clara auf in starrem Entsetzen, dann sank sie ohnmächtig der ebenfalls laut aufschreiende Base in die Arme.

Der Oberst war bleich und stumm geworden bei des Sohnes unerschrockener Rede, jetzt aber hatte er Sprache und Fassung wiedergewonnen und rief:

„Der Bastard lügt, ich wiederhole es, das Schreiben ist gefälscht!“

„Nicht doch, das ist des Kanzlers Schrift und Wappen, mir beide wohlbelannt!“ widersprach Johannes Behr, der Stadtrichter, noch zitternd an allen Gliedern bei dem Gedanken an das unerhörte Bubenstück, das im Werke gewesen und das der Himmel noch im günstigen Moment abgewendet.

Da ballten sich Oberst Kallstädt's Fäuste, seine Lippen bebten und seine Augen hefteten sich durchbohrend auf den Sohn. Endlich faßte seine Hand nach dem Schwerte.

„Ha, Bube, Bastard!“ schrie er außer sich

und drang mit gezückter Waffe auf ihn ein. Aber schon war auch Axels Schwert entblößt, und auch die beiden ihn begleitenden Hauptleute zückten ihre Klingen, schlugen dem Oberst die Waffe aus der Hand und achteten nicht der ohnmächtigen Wut des Rasenden.

Da kam diesem die Fassung wieder. „Ha! Ich will Euch lehren den Kriegsbrauch und streng Gericht über Euch halten!“ stieß er wutschäumend hervor, riß einen Fensterflügel weit auf und rief hinunter auf den Markt, seinen Reitern zu: „Herauf meine Getreuen! Herauf! Nehmt die

Freveler gefangen, die gegen ihren Oberst die Schwerter zückten!“

Im Nu ward es lebendig auf dem Flur, unter den schweren Tritten der schwedischen Kriegerleute dröhnten die Bohlen der Treppe und im Augenblick war das Gemach angefüllt mit wilden härtigen Gesellen. „Auf!“

rief der Oberst ihnen zu, entwarfnet die Berräter und fesselt sie.“

Und alsbald fuhren hundert Klingen aus den Scheiden und zuckten über den Häuptern der Bedrohten.

Aber mit uner-schrockenem Mute trat Alex Almanried ihnen entgegen und rief, die Röthe des Zornes in den edlen männlichen Zügen: „Wag es einer, mich anzurühren! Hier ist mein Schwert, ich geb's in Eure Hand und will's nicht eher wieder, bis Kriegsgericht gehalten ist über mich. Der Kanzler selbst mag zu Gericht sitzen und mich richten nach Kriegsgebrauch, ich will mich dessen nicht weigern.“

Da sanken die gezückten Schwerter bei der dräuenden Rede des ritterlichen Jünglings herab, als wären es gekn'ckte Halme, der Oberst aber schrie wutentbrannt: „Holt Stricke, Ketten, fesselt die Berräter!“

Und schon brachten die Soldner die kirrenden Fesseln getragen, da stellte sich Axel Almanried



„Seid Ihr dieses Buben Weib?“

ihnen nochmals entgegen, warf sein Schwert auf den Boden und rief, lähn im Kreise umherblickend:

„Wer unter Euch Kriegskameraden, wer festet uns wie Schelme?“

Und beschämt blickten die wilden Gestalten zu Boden und dann auf zu dem tapferen frommen Hauptmanu Almanried, dem sie alle sehr ergeben waren im Herzen und es fand sich keiner, der den entehrenden Befehl vollzogen hätte.

Wie sehr auch der wilde Oberst tobte, so erlangte er doch nichts weiter, als daß auch die beiden andern Hauptleute ihre Schwerter übergaben. Das Wehrgehänge aber, das dem Hauptmann Almanried so lieb war, das behielt er an sich.

„Vorwärts!“ kommandierte jetzt der Oberst, „die Gefangenen in die Mitte genommen!“ Und das Gemach leerte sich.

„Seh' ich dich wieder, Axel?“ rief Clara jetzt, aus ihrer Ohnmacht wieder erwacht, als nun der Geliebte mit seiner Wache zur Türe hinausschreiten wollte.

„Gewiß, meine Clara! Um mich nie wieder von dir zu trennen!“ gab dieser zuversichtlich zurück, weilte noch mit einem zärtlichen Blick auf dem liebenden Mädchen, dann schritt er getrostes Mutes die Treppe hinab.

„Lebt wohl, schöne Braut!“ wandte sich Ralsstädt, nachdem alle, außer Johannes und der Base das Gemach verlassen hatten, mit höhnischen Worten an die zitternde Clara, „lebt wohl und denket mein!“

Während dieser Worte umspielte ein so heimtückisches Lächeln den Mund des unholden Mannes, daß es dem zagenden Mädchen war, als stoße man ihr einen Speer durch das liebende Herz. Der Krieger aber eilte polternd die Treppe hinab, schwang sich auf sein schwarzes Dänenroß, rief seiner Reiterchar ein barsches „Aufgefessen — Vorwärts!“ zu und dahin sprengte der Haufe in tausendem Galopp, daß unter den Hufen der Rosse die Steine Funken stoben.

* * *

Unweit vom Dorfe Wethau, eine Meile von Raumburg an der Saale, stand zur Schwedenzeit ein kleines Dorf, Bieschwitz genannt. Das stillste Haus in dem Dörschen Bieschwitz war der Edelhof, den die von Stahlau vor Zeiten bewohnt hatten. Seit aber die Pest, wie in Raumburg und dem Thüringer Lande, so auch in Bieschwitz gehaust, war das ganze Dorf ausgestorben und stand ums Jahr 1641 schon öde und verlassen. Da hinein in den Edelhof hatte der Oberst Ralsstädt die drei gefangenen Hauptleute von einigen ihm blind ergebenen Getreuen

bringen lassen, während seine andern Reiter in dem Dorfe Meineweh, den Städtchen Stößen und Osterfeld und den Dörfern in der Umgegend Quartier nahmen, um an andern Tage nach Zeitz aufzubrechen und Kontribution zu erheben.

„Die Ordonnanz noch nicht zurück?“ unterbrach die nächtliche Stille ein Mann, der den Fensterladen eines geräumigen Saales im ersten Stock geöffnet hatte, indem er sich an einen der Reiter wandte.

„Noch nicht zurück, Herr Oberst!“ berichtete der Gefragte, stillstehend und nach dem Fenster hinauf salutierend.

Kirrend wurde das Fenster oben zugeworfen. Nicht lange währte es jedoch, so ward es zum zweiten und endlich zum dritten male unter gleicher Frage und Antwort geöffnet und wieder zugeworfen, bis endlich von der Straße von Weisfels an der Saale, her in der Ferne Hufschlag hörbar wurde und bald darauf ein Reiter auf leuchtendem, schaumbedeckten Rosse in den Hof sprengte, das tot niederstürzte, als kaum der Reiter sich aus den Bügeln gehoben.

„Der Herr Oberst oben?“ fragte der Ankömmling einen der Wachthabenden.

„Oben!“ versetzte dieser lakonisch, ohne sich in seinem einförmigen Dienstgange stören zu lassen, und deutete stumm hinauf nach dem ersten Stock.

Sogleich eilte der so Bedeutete die Treppe hinauf in den Saal, in dem der Oberst Ralsstädt mit finstrier Miene, die Hände auf den Rücken gelegt, heftig auf und niederging. „Was bringst du für Kunde? Ist's wahr, daß der Kanzler zu Leipzig angekommen?“ fragte er dann rasch.

„Ich mag's leugnen!“ erwiderte der andere achselzuckend.

Der Oberst verfärbte sich bei dieser Antwort und maß mit feindlichen Blicken den Unglücksboten, der alsbald den Reitermantel auseinanderschlug, unter dem Wams aus gelbem Tuch ein Schreiben hervorzog und es dem Gebieter mit den Worten überreichte: „Vom Herrn Kanzler an Euch, Herr Oberst!“

Der Oberst griff erst nach geraumer Weile nach dem verhängnisvollen Schreiben. „Gib dir's der Kanzler selbst?“ fragte er dann, als er die Aufschrift gelesen.

„Eigenhändig!“

„Und war er gnädig auf dich und mich zu sprechen?“

„Wie er auf Euch zu sprechen, weiß ich nicht, mich aber hat er gar unhold angelassen und unsere Reiter treulose Kroaten und Räuber genannt, die er züchtigen werde.“

Kalsstädt's Auge funkelte, die Zornader auf seiner Stirn schwoll mächtig. „Meine Reiter treulose Kroaten und Räuber?“ rief er aufgebracht! „das lügst du, Bube!“

Der Gescholtene zuckte die Achseln.

„Du lügst es, Bube!“ wiederholte der rauhe Kriegermann und stieß mit dem Fuße nach jenem, der einen Schritt zurücktrat und ruhig tagte: „Ich berichte Euch die Wahrheit.“

Der Oberst warf das Schreiben auf den Tisch, sah finster darauf und ging wieder im Zimmer auf und nieder.

„Warum zögere ich doch?“ murmelte er dann leise vor sich hin, der Kanzler weiß nichts weiter, als daß ich beweibt war und wieder freien wollte. Wer sollt's ihm verraten haben von P...s Tochter? Sie selbst ruht längst in Lühler Gruft — hu! Was ist das? War's nicht, als ob ein Grabeshauch mir über die Wange strich?“

Er schüttelte sich, dann aber lachte er laut auf.

„Knabe, weicher, weibischer Knabe!“ rief er wild, „die Gräber öffnen sich nimmer!“ Und wenn es wäre!“ fuhr er heftiger fort und ballte die Fäuste und rollte die Augen. „Aber nein, es ist nicht — und der Sohn?“

Nein, der hat's nicht verraten — es ist ja der Sohn! — Ich bin freilich der Vater — — aber nein, nein, es ist nichts — nichts — nichts! Hörst du es, Geselle?“ wandte er sich darauf an den Reiter, der in der Ferne stand, und schritt heftig auf ihn zu, „was zitterst du? Willst du mich fürchten machen? Geh hinaus und harre meines Rufes!“

Und kaum hatte der Reiter den Saal verlassen, so trat Kalsstädt rasch zum Tische, griff hastig nach dem Schreiben, löste das Siegel mit schneller Hand und überflog den Inhalt.

Aber bleicher und bleicher ward er während des Lesens, und seine Knie schlotterten. Kalter Schweiß war auf seine Stirne, seine stieren Augen aus ihren Höhlen getreten. Er mußte sich mit der einen Hand an der Tafel festhalten,

während die andere, die das Schreiben hielt, schlaff und wie gelähmt am Körper herabsank.

„Alles, alles!“ sagte er dann mit tonloser Stimme und schöpfte tief Atem, „alles weiß er, alles! — Schrecklich! Und ich entehrt, zum Schelmen gemacht? Aus dem Lande gestäubt wie der Troß? Keinen ehrlichen Reitertod, wie der gemeinste Knecht? — Ha, nimmer, nimmer!“ setzte er mit schrecklicher Stimme hinzu, und krampfhaft ballten sich seine Fäuste, und mit vor Wut zitternder Stimme fuhr er fort: „Wer tat das?“ Und als wären die Geister der Hölle nach diesen Worten über ihn gekommen, so wild und blutsüchtig funkelten seine Augen.

Auf seinen lauten Ruf erschien der Reiter wieder.

„Meine Pistolen! herrschte er diesem zu, und als der Reitersmann sie gebracht und vor den Gebieter auf die Tafel gelegt hatte, fuhr Kalsstädt die Hähne spannend fort: „Führt die Gefangenen vor!“

Der Reiter zögerte. Zornfunkelnd richtete jedoch der Oberst den Lauf des Feuerrohrs nach des Söldners Brust, und schen uad eilig entfernte er sich.

Es währte nicht lange, so führten sechs Reiter die drei Hauptleute herein, die led vor



„Recht, Vater, richtet den dunklen Lauf auf die Brust des Sohnes und tötet auch ihn.“

den Machthaber hintreten.

Auf dessen Wink entfernte sich die Wache. Er wendete darauf den finstern Blick nach dem Sohn, Axel Almanried, während er scheinbar durch Zufall die rechte Hand dicht neben die Pistolen auf den Tisch legte.

„Wer hat dich, Ungehorsamer, gestern zu Tage deiner Haft entlassen?“ fragte er streng.

„Wir!“ entgegneten statt des Befragten die beiden Hauptleute wie aus einem Munde und sahen fest dem Zürnenden in das blitzende Auge.

„Auf wessen Befehl?“ fuhr Kalsstädt in verbissenem Grimme fort.

„Auf unser eigen Gutdünken!“ ergänzte der eine unbefangen.

„Weil Ihr den Freund im Arrest gehalten

gegen Kriegsbrauch, Herr Oberst!" ergänzte der andre mit gleichem Freimute.

"Buben!" knirschte er in sich hinein; dann zu allen dreien gewendet fuhr er fort: "Wer hat den Verräter gemacht und mich verklagt beim Kanzler und des Ehebruchs geziehen und der Desertion?"

"Wir!" riefen alle drei im Nu.

"Du, du!" schäumte der Oberst und sah vernichtend auf den Sohn, "du allein wußtest um das Geheimnis, du allein hast mich verraten, mich, deinen Vater!"

"Unnatürlicher Vater!" sagte Arl ruhig aber mit scharfer Betonung. "Unnatürlicher Vater, Mörder meiner Mutter und Peiniger ihres Sohnes!"

Kastädt war außer sich. Seine Hand zuckte nach den Feuerröhren.

"Recht, recht, Vater!" fiel hier der Jüngling ein, mit kalter Todesverachtung einen Schritt vortretend, "recht! Richtet den dunkeln Lauf auf die Brust des Sohnes und tötet auch ihn, wie ihr die Mutter schändlich und ehelos verlassen und in Elend und Verzweiflung gejagt!"

"Und uns?" nahm darauf einer von des Jünglings Freunden das Wort, "uns gebt dann auch nur den Tod, daß wir nicht nochmals gegen Euch zeugen beim Kanzler, wie wir's gestern abend getan in Leipzig und Euch den Staubbesen und die Schelmjacks erwirkt."

Doch kaum hatte der Kühne Mann so gesprochen, so sprang der Oberst, ein gereizter Tiger auf ihn zu und schlug ihn mit der Faust ins Gesicht, daß er zu Boden sank.

Und noch ehe die andern sich gesammelt, hatte sein Ruf schon die Wache herein gerufen, die sich sogleich der Gefangenen bemächtigte, daß diese den Schimpf des Waffengefährten nicht rächen konnte.

Schon hatten sie alle die Türe fast erreicht, so rief der Oberst einen Reiter zurück und flüsterte ihm etwas in die Ohren.

"Herr Oberst!" sagte dieser darauf bittend.

"Geh!" rief Kastädt barsch.

"Euren Sohn!" wandte der Bittende noch einmal ein.

"Tu, wie dir geheißen!" befahl der Strenge, "dann komm' wieder!"

Nach kurzer Frist ward der Hufschlag schnell aus dem Hofe sprengender Rosse hörbar. Bei diesem Klange schien der Oberst beruhigter, da er bisher im höchsten Grade aufgereggt den Saal auf und nieder geschritten war. Dessenungeachtet war auch jetzt noch ein scheues, ängstliches, gedrücktes Wesen an ihm nicht zu verkennen, und

als der Reiter wieder eintrat, dem er vorhin den Befehl ins Ohr geflüstert, so schien es fast, als schäme er sich vor ihm und wage das Auge nicht zu ihm aufzuschlagen.

"Deffne das Fenster!" befahl er nach einiger Zeit gepreßt, und als dies geschehen war, ergriff er die Pistolen und feuerte sie beide in die Nacht hinaus.

"So!" sagte er dann für sich, und zum Reiter gewendet fügte er hinzu: "Jetzt schließ den Laden wieder — schließ alle Läden — aber genau! Hörst du? — Und dann lade die Pistolen aber doppelt — löst du auch? Doppelt Pulver und zwei Kugeln. — Zwei Kugeln? — Ja, nun ja — — ja — —"

Er hielt inne und stierte gedankenlos vor sich nieder. Dem Reitermann war sein Gebieter noch nie so sonderbar bewegt und so unheimlich zugleich erschienen. Dem armen Burschen ahnte Schlimmes.

"Gnädigster Herr!" begann er deshalb furchtsam.

"Was gibt's? Sind Sie da? Schon da?" rief der Angeredete, plötzlich aus starrem Brüten aufschreckend.

"Um Gott, gnädigster Herr — was liegt Euch doch Schlimmes zu Sinnen?" fragte der ehrliche Geselle wieder und ward immer irrer an dem Gebieter.

"Hast du geladen? Doppelt Pulver? Zwei Kugeln? — Nicht? — Hier — hier — zum Teufel! So greif doch zu! Nimm das zum Psropsen — hörst du? Es ist vom Kanzler — — schön zu lesen — — Entehrt — Teufel! Wer spricht davon?" brauste er plötzlich auf.

"Ihr selbst, gnädigster Herr!" versetzte der Diener kopfschüttelnd und brauchte nach des Herrn Gebot des Kanzlers Schreiben zu Psropsen beim Laden der Pistolen.

"Ich selbst? Hm! — Wie ist mir doch? Ach ja — ich selbst — sieh', wie man sich täuschen kann. Ich glaubte — es hätten schon Fremde von meiner Schande gesprochen, sie wäre schon über das Meer gedrungen bis Stockholm und Upsala, und die Gassenbuben sängen Verse auf mich und — —"

"Bester Herr! Was schwätzt Ihr doch da für närrische Possen!" fiel der Diener ein, dem es immer unheimlicher wurde in der Nähe des irren Gebieters. "Wer sollte es doch wagen, Euch, Herr Oberst —"

"Wer es wagen sollte?" unterbrach der Oberst plötzlich, in Wut gesetzt durch die Worte "Wer es wagen sollte? Sie haben es gewagt, die

Verräter, aber beim ewigen Gott und meinem Richterwort sie sollen büßen!"

Und es schien, als gieße der Gedanke an die Rache plötzlich neue Lebenskraft in die schlaffen Glieder, denn er richtete seine Gestalt stolz in die Höhe und blickte kühn den Saal entlang.

"Finster, sehr finster!" sagte er dann halblaut und in seinen gewöhnlichen barschen Befehlshaberton übergehend, fragte er rauh:

"Die Pistolen geladen?"

"Doppelt Pulver, zwei Kugeln?"

"Nicht anders! — Und des Kanzlers Schreiben zu Pfropfen?"

"Ich tat, wie Ihr befohlen!"

"So zünde Kerzen an im Saale, viele Kerzen, alle Kerzen, die vorhanden, aber rasch! Und hier! Zeig her die Decke von grüner Wolle — hierher — hier breite sie aus! Scheints nicht ein grünes Rosenpolster? — Recht schön! Und ehe der Hahn kräht, werden Rosen darauf sprießen, rote, purpurne, blutige Rosen! Ha, ha, ha!"

"Gnädigster Herr!" wendete der Reiter ein und hob bitrend das Auge zu dem finsternen Gehieten.

"Tu, wie die geheißen! Ohne Verzug! Hole Kerzen, viele Kerzen, alle Kerzen und zünde sie an, daß es hell werde um mich, hörst du? Recht hell — heller Tag, während es Nacht ist in mir! Vorwärts, spute dich!"

Kopfschüttelnd und zögernd entfernte sich der Kriegsknecht, um bald mit den Kerzen wiederzulehren und sie anzuzünden.

Der Oberst hatte sich in einen Sessel geworfen, die Arme über die Brust verschränkt, und starrte wortlos, in finstern Brüten vor sich hin. Da schallte von neuem Pferdegetrappel aus dem Hofe in den Saal.

Kalsädt schrak plötzlich auf aus seinem Sinnen und zitterte heftig, als er dies hörte, doch faßte er sich sogleich wieder. "Es muß sein!" sagte er halblaut vor sich hin und stand dann, als eben die Türe des Saales sich öffnete und zwei Reiter einen Mann im langen roten Mantel, von häßlichem, finstern Ansehen, der eine Binde vor den Augen trug, hereinführten, hastig vom Sessel auf und trat ihm entgegen. Auf seinen Wink nahmen die Söldner ihm die Augenbinde ab. "Bist du der Scharfrichter von Raumburg?" fragte Oberst Kalsädt.

"Ich bin's!" versetzte der Befragte etwas furchtsam.

"Und wie kommst du hierher?"

Der Scharfrichter erzählte, daß die ihm begleitenden Reiter vor einer Stunde an seine Türe geklopft und von ihm verlangt hätten, er

solle einem vornehmen Herrn, der auf der Heerstraße das Bein gebrochen, zu Hilfe eilen. Als er sich dessen nicht geweigert, habe der eine ihm geheißten, hinter ihm aufzusitzen. Kaum seien sie aber ein Stück von der Stadt entfernt gewesen, so habe man ihm die Augen verbunden und ihn mit sich fortgeführt.

"Weißt du, wo du bist?"

"Wie kann ich's wissen, da ich nicht sehen konnte?"

"Kennst du mich?"

"Ich kenn Euch nicht, Herr!"

"Recht, du sollst mich auch nicht kennen, auch nicht wissen, wo du gewesen!" fiel der Oberst darauf zufrieden ein, zog den Sädel und reichte dem Raumburger Meister fünfzehn Dukaten. "Hier ist Geld! Ist's wohl genug, daß du dafür ihrer drei dekollier?"

"So Urteil und Recht vorhanden — o ja, Herr!"

"Daran fehlt's nicht!" versicherte Kalsädt.

"Hier ist ein Schwert; hat es drei Häupter gefällt, so mögen meine Reiter dir wieder die Augen verbinden, dich bis ans Buchholz vor Raumburg begleiten und dann ruhig deines Weges ziehen lassen. Und so du nach Raumburg kommst, magst du deiner Obrigkeit berichten, was ich von dir begehrt und du getan, zu Johannes Beyer aber, dem Stadtrichter, magst du ins Haus gehen und seiner Tochter Clara sagen, der fremde Kriegsmann aus Schweden habe gehalten was er geschworen bei Gott und seinem Ritterwort!"

Hastig schritt der Oberst nach diesen Worten aus dem Saale; kaum war er verschwunden, so führten zwei Reiter einen schlanken, ritterlichen Jüngling von einnehmenden Wesen und klaren Augen herein — es war Axel Almanried, der Sohn des Oberst.

Als er die rote, finstre Gestalt erblickte, die in dem hellerleuchteten Saale ein blitzendes Schwert schwang, seine Wucht zu erproben, zuckte er zusammen. Sogleich aber war er wieder gefaßt.

"Ah, ist's so gemeint, Herr Vater?" rief er schmerzlich: „gern sterb' ich nicht, da Clara lebt, doch sei's darum!"

Andächtig sank er dann auf seine Knie, schloß die Hände und verrichtete ein kurzes Gebet, dann stand er wieder auf, hieß dem Scharfrichter mit seinem Schwert eine seiner blonden Locken vom Haupte trennen, zog dann die blaue Schärpe mit der Silberstickerei über dem gelben Koller weg, legte das Wehrgefänge, das ihm so lieb gewesen, ab, die Locke in die Schärpe und übergab

num alles nebst seinem Säckel dem Meister mit der Weisung, die Schärpe in sein Blut zu tauchen und dann Johannes Beyers Tochter zu überbringen und sie viel tausendmal zu grüßen. Als der Meister ihm das zugesagt, riß er das Koller auf, löste den Halskragen, entblöste sich bis zu den Schultern, warf noch einen ergebenen Blick zum Himmel und kniete dann ohne Bögern nieder auf die grüne Decke.

„Clara!“ hegte es noch über seine zitternden Lippen, dann trennte der Raumburger Meister mit einem Streiche das blonde Lockenhaupt des schwedischen Jünglings, des Sohnes des Oberst von Kalsädt, vom Kumpfe, daß ein Strahl purpurnen Blutes in die Höhe spritzte und auf die grüne Decke blutige Rosen malte und die Quadern des Fußbodens färbte, worauf der Meister die Schärpe, die er empfangen, in das Blut tauchte und unter seinem roten Mante' verbarg. Raam hatten die Reiter den Leichnam in einen bereitstehenden Sarg gelegt, so wurde auch schon ein anderer Hauptmann und nach diesem ein dritter hereingeführt. Und als der Meister auch sie bedient hatte wie Alex Almanried, so wurden ihm wieder die Augen verbunden und er die Treppe hinabgeführt.

Noch hatte der leztenthauptete Schwede nicht aufgeblutet, als Kalsädt, der Kriegsoberst, wiederum in den Saal trat. Aber nicht festen Schrittes trat er ein, sondern er wankte mehr als er ging. Wild flatterten seine Locken um die bleichen, verflörten Züge. Seine Stirne war mit einem Kranze kalter Schweißperlen besetzt. Scheu wendete er das Auge ab, als er an die Stelle gelangte, wo die grüne Decke mit den blutigen Flecken noch ausgebreitet lag, und ein Todeschauer rieselte seinen Rücken hinunter, da er mit dem Fuße on einen Sarg stieß und er entsetzt in demselben den gemordeten Sohn erkannte. Raam hielten die schlotternden Knie den wankenden Körper noch aufrecht und hastig

griff er nach den Pistolen, geladen mit zwei Kugeln und den Pfropfen aus des Kanzlers Schreiben. „Wenn Ihr einen Schuß gehört,“ rief er mit bebender Lippe und halblaut seinen Reitern zu, „dann zündet den Gelhof an und das ganze Dorf, damit die Gluter den Blutstrom verzehren und weicht nicht eher von hinten, als bis kein Stein mehr auf dem andern liegt!“ Als er so gesprochen, stützte er zur Tür hinaus und wehrte den Kriegsknechten, die ihn aufhalten wollten, und drohte den niederzuschleifen, der ihm folgen werde. Und kaum war er hinausgestürzt in die Nacht, so fiel ein Schuß, gleich nach ihm ein zweiter, und eiligst warfen die Schweden Feuerbrände in den Gelhof und Dorf Dieschwitz und zogen nicht eher von dannen, als bis kein Stein auf dem andern geblieben war, daß jetzt nicht mal mehr die Stelle zu erkennen ist, auf der das Dorf gestanden.

Der Scharfrichter von Raumburg aber kam am andern Morgen um acht Uhr wieder in die Stadt, nachdem ihn die Reiter lange mit verbundenen Augen im Kreise umher mit sich geführt und ihn am Buchholze abgesetzt hatten. Und da er nun die edlen Herren vom Rat noch nicht auf dem Rathause zu Raumburg fand, daß er ihnen erzähle, wie sichs begeben, ging er zuvörderst zu Johannes Beyer, dem Stadtrichter von Raumburg, überreichte seiner Tochter Clara, was er empfangen und sagte, was er verrichtet. Die Jungfrau schrie auf in tödtlichem Entsetzen bei der furchtbaren Kunde, dann griff sie hastig nach der blonden Locke, dem Wehrgehänge und der blutigen Schärpe, küßte das Blut ihres so treu und innig geliebten Alex von der himmelblauen Seide, preßte alles fest, fest an das Herz und sank mit dem Ausruf: „Ich folge dir!“ zurück in die Kissen des Ruhebettes, auf dem die Kranke geseßen. — Als Johannes Beyer eintrat und den Arzt zu ihr führen wollte, hatte ein Herzschlag sie dahingerafft.

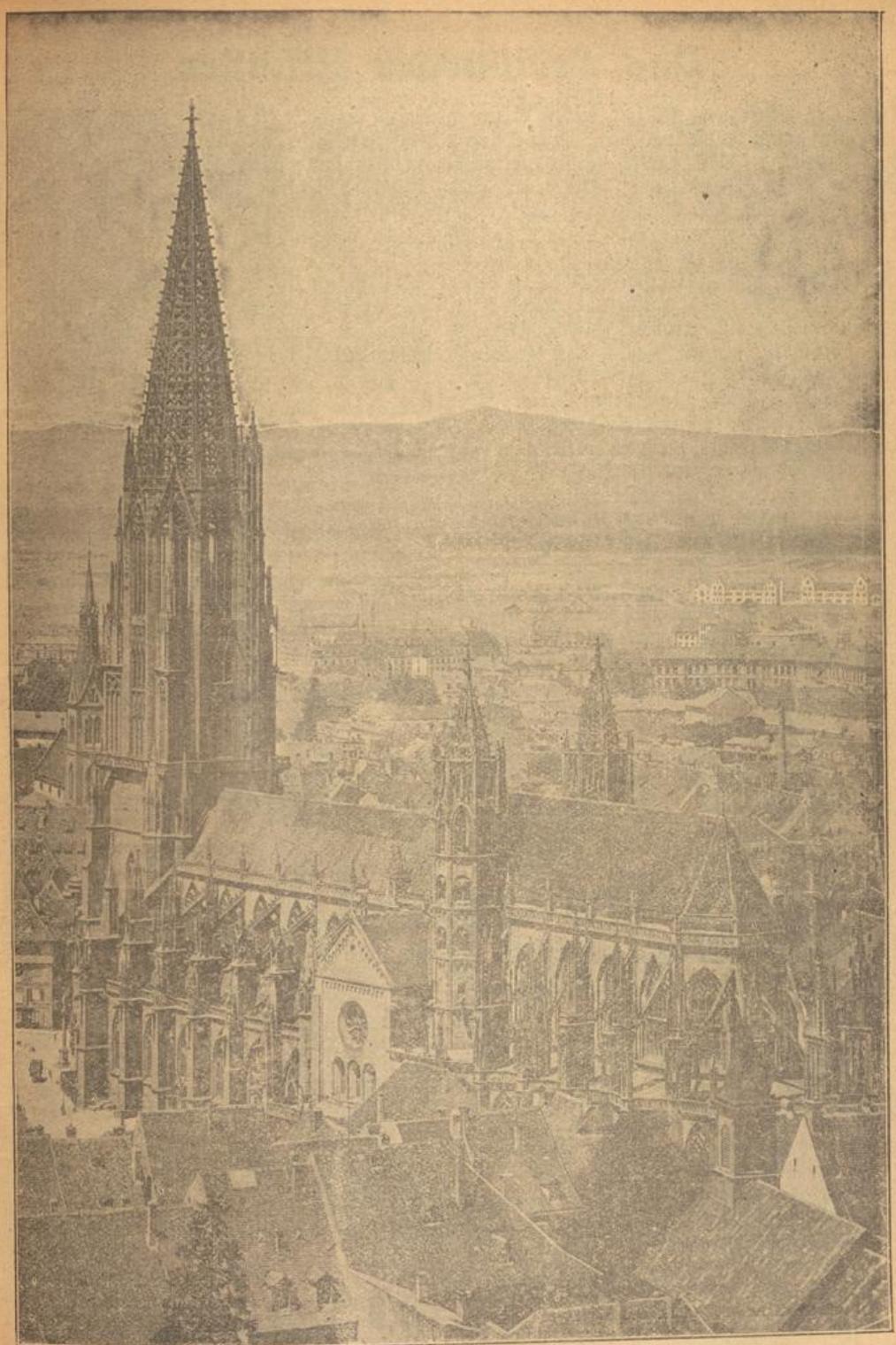
Gemeinnütziges.

Eine Million Harmonikas und Tausende und Abertausende andere Musikinstrumente werden alljährlich in Klingenthal und Umgebung gefertigt. Wer deshalb Bedarf in Zugharmonikas, Bandonions, Violinen, Zithern, Gitarren zc. hat und selbe direkt vom Fabrikationsort kaufen will, dem ist dringend zu empfehlen, sich an die bekannte Firma Meinel & Herold in Klingenthal i. S. zu wenden. Ge-

nannte Firma ist im Besitz von über 6000 notariell beglaubigter, freiwillig eingekandter Dank- und Anerkennungschriften, welche ein sicherer Beweis sind, daß trotz der äußerst niedrigen Preise nur wirklich gediegene und brauchbare Waren zum Versand kommen. Niemand versäume daher vor Ankauf eines Instrumentes den neuen Katalog mit vielen Abbildungen umsonst zu verlangen, derselbe wird an Jedermann portofrei versandt.

Wästen, gelben
Wästen und so
im Jahr einen Schij
er Spitze und helles
sündet den Wästen
damit die Wästen be
sch weicht nicht ein
Stein mehr auf den
g sprachen, die
kehrte den Kriegsk
st, und dröge den
olgen werde. Ich bin
die Nacht, so ist er
zweiter, und eicht
erbrände in den Wä
jagen nicht eher so
auf dem andern
mal mehr die Zeit
des Dorfs geladen
er von Nürnberg
um acht Uhr woch
die Ritter lang
Reise unter mit
Buchholz: eicht
edlen Herren von
zu Nürnberg
sich begeben, zu
Bayer, den
seiner Tochter
und jagte, was er
auf in südlichen
Runde, dann griff
te, dem Wehrsch
sagte das Wort
ten Hfels von der
alles ist, sei es
kruf: „Ich folg
Ruchdottes, zu
als Johann von
führen wollte,
roft.

Befig von über
einwillig einglan
eben, welche ein
der ängstlich
bediegene und
kommen. Niemand
lauf eines
wischen Abbdung
selbe wird an



Das Freiburger Münster,

das „Der Betteer vom Rhein“ seinen Lesern in wohlgelungenem Bilde vorführt, ist die einzige im Mittelalter selbst baulich vollendete große gotische Kirche Deutschlands, steht, von allen Seiten frei, auf dem Münsterplatz und ist aus rotem Sandstein erbaut. Das jetzige Querschiff trägt den Charakter des Uebergangsstils des 13. Jahrhunderts und ist wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. entstanden, nachdem die erste, im 12. Jahrh. errichtete einfache Kirche zu klein befunden worden war. Das Langhaus rührt aus der 2. Hälfte des 13. Jahrh. her. Der Ausbau des 125 Meter hohen Turms, dieser Zierde der Kirche, erfolgte wohl erst in der 1. Hälfte des 14. Jahrh. (nach der geistreichen, aber nicht hinreichend begründeten Hypothese Adlers durch Erwin, den Straßburger Dombaumeister); das Chor (erbaut von Hans Niesenberger von Graz) datiert erst vom Jahre 1513. An die südliche Wandfläche des Querbaues wurde, im Widerspruch mit dem übrigen Baustil, ein italienischer Arkadenbalkon um die Mitte des 17. Jahrh. gebaut. Das Hauptportal befindet sich unter dem großen Turm an der Westseite; eine

äußere Vorhalle ist von der innern durch eisernes Gitterwerk getrennt. Letztere ist reich mit Skulpturen verziert; unter den neuerdings wieder (von Geiges) polychrom bemalten Figuren stehen die sieben schlafenden Jungfrauen mit den umgekehrten Lampen, neben denselben die sieben freien Künste und die Heiligen Margareta und Katharina; gegenüber der Bräutigam mit den sieben wachsamem Jungfrauen, die heil. Magdalena, Abrahams Opfer, Johannes der Täufer, der Hohepriester Aaron etc.

Der Turm ist bis zur Höhe des Kirchendaches ein schlichter Bau, außer dem in seine Halle führenden Portal nur durch einfach kräftige Eckreber mit wenigen Steinbildern ausgezeichnet.

Am Eingang unter dem Turm sind für die Marktbefucher damaliger Zeit die alten Maße und Gewichte eingemeißelt. — Das Langhaus ist dreischiffig; die Fenster sind reich mit prächtigen Glasgemälden aus dem 15. Jahrh. ausgestattet; im fünften des südlichen Seitenschiffes die vier Evangelisten nach Dürer, 1822 von Helmke neu gemalt.

Das Ulmer Münster

ist ein großartiger, gotischer Bau in den reinsten Verhältnissen, 1377—1494 erbaut, von 1844 bis 1890 durchgreifend restauriert. Es bedeckt einen Flächenraum von 7039 Qm und wird hinsichtlich seines Umfangs in Deutschland nur von dem Kölner Dom übertroffen. Das fünf-schiffige, von mächtigen Säulen getragene Innere ist 124 m lang und 49 m breit. Es enthält das 26 m hohe Sakramentshäuschen, ausgezeichnete Holzschnitzereien (Chorstühle von Jörg Strylin dem ältern), Skulpturen, Delgemälde, Glasmalereien und eine 1856 erbaute, 1888 veränderte große Orgel mit 100 Registern und 6286 Pfeifen. Das Mittelschiff erreicht eine Höhe von 41 m, die vier Seitenschiffe von je 23 m, das Chor von 29 m. Der Ausbau des über dem prachtvollen Westportal sich erhebenden Haupt-

turmes, früher nur bis zu einer Höhe von 99 m fertig und drei Jahrhunderte lang mit einem Schuttdach versehen, begann 1885 und wurde 1898 beendet. Er geschah nach einem im Innern des Münsters gezeigten alten Originalaufriß, welcher in seinem unteren Teile auf Ulrich Esslinger, der 1390—1410 am Bau beschäftigt war, in seinem oberen Teile (Achse und Helm) auf Mathäus Bbblinger (1480—1494 am Bau) zurückgeführt wird, unter Leitung des Prof. Dr. Aug. Beyer. Mit seiner Höhe von 161 m überragt er die Türme des Kölner Domes um 5 m und ist somit der höchste und auch wohl der schönste Kirchturm der Erde. Die oberste, 143 m über dem Erdboden befindliche Galerie gewährt einen herrlichen Ausblick über die schwäbisch-bayerische Hochebene.

Ein guter Rat.

Erzählung von B. Cronq.

Wunderschön nahm sich das Dörfchen G . . . aus. Wie in einem tiefen Kessel lag es zwischen mächtigen Bergen. So recht ins Grüne hinein verstreut waren die Häuschen, einige klebten gleichsam an schroffer Felsenwand, als wollten sie mit den andern, die im Tal eng nebeneinander standen, gar nichts zu tun haben und dann bemerkte man wieder zwischen fernem, finstern Baumgruppen leuchtend rote Dächer. Wer zum ersten Male diese Gegend bereiste, empfing den Eindruck, als habe die Hand eines Riesenkindes eine ungeheure Schachtel Spielwaren ausgepackt und alle die Hütten, Ziehbrunnen und Bauernhöfe aufs Geratewohl irgend wohin geschüttet. Dem Auge eines Künstlers würde die malerische Unordnung und Unregelmäßigkeit entzückend erschienen sein.

Zwischen den mehr oder minder ärmlichen Behausungen ragte beinahe pompös das Haus Hinz Altenhausens hervor, ein stolzes Anwesen, zu dem ein Teil der Waldungen und viele Aecker gehörten.

Die Segnungen der Kultur hatten sich bisher nur in sehr beschränktem Maße auf G . . . ausgedehnt. Die Bewohner des Dörfchens waren naive, abergläubische noch nicht von der Sonne der Aufklärung beschienene Menschen geblieben, die sich das Gute und Böse nur in greifbarer Gestalt vorstellen konnten. Für sie gab es noch den alten Gott, der wie ein vorsorglicher Vater an den Leiden und Freuden eines Jeden teilnimmt und den Fürsten der Unterwelt, welcher mit Pferdefuß und mächtigen Hörnern bewaffnet auf seinem schwarzen, von Flammen umlohten Thron sitzt und böse Geister in den verschiedensten Gestalten zur Welt schickt, um die arme Menschheit zu verderben.

Eines dieser gefährlichen und gefürchteten Wesen hielt sich unmittelbar in der Nähe G . . . auf. Es war dies die alte Kräutercency, von

der man nichts weiter wußte, als daß sie seit vielen Jahren in einer verfallenen Hütte mitten im Forst hauste und mit allerlei Arzneimitteln aushelfen konnte und auch wirklich aushalf, wenn sich ein Schwerbedrängter an sie wandte. Man bezahlte das beinahe zur Mumie gewordene Weib für diese Hilfeleistungen — wovon hätte sie denn sonst auch leben sollen? — aber man fürchtete und verwünschte sie dessen ungeachtet und klagte sie an, daran schuld zu sein, wenn ein Stück Vieh verendete, oder wenn die Frucht nicht gedeihen wollte.



Die Tiere des Waldes kamen zutraulich zu ihr heran und fraßen ihr aus der dürren Hand.

Für eine Heze galt die Kräutercency im Dorf und weit über den Umkreis desselben hinaus, obschon Niemand den Beweis beibringen konnte, daß sie ihm etwas zu Heide getan hätte.

Ein weiblicher Diogenes war die Einsame. Nur von frischem Quellwasser, wild wachsenden Früchten und schwarzem Brote nährte sie sich und teilte letzteres noch mit den Tieren des Waldes, die zutraulich herankamen und aus der dürren Hand fraßen. Die armen Geschöpfe, welche keine menschliche Seele besaßen und auch nichts

von menschlichem Andank wußten, lohnten der freundlichen Pflegerin so gut sie es vermochten. Die Vögelin nisteten unter dem Dach der baufälligen Hütte, schlüpfen auch zuweilen durch das geöffnete Fenster hinein und sangen ihre schönsten Lieder und die Rehe und Hirsche schmiegt sich traut und liebevoll an die Gefürchtete, Ausgestoßene, die gar nicht nach anderer Gesellschaft verlangte.

Da kam eines Tages ein Mägdlein mit rabenschwarzem Haar und dunklen brennenden Augen in die Hütte, zog aus ihrem roten Säckchen einen kleinen, mit Silbermünzen gefüllten Beutel hervor, warf ihn auf den Tisch und sagte mit heiser, halb erstörter Stimme: „Zhr müßt mir helfen, Mutter Cency, Zhr müßt mir beistehen, oder“

es giebt ein Unglück und keine Rettung mehr für mich."

"Was verlangst Du denn? fragte die Alte ohne das Beutelschen zu berühren.

"Seht, ich vergehe vor Liebe zu Hinz Altenhausen."

"Und er liebt Dich nicht?" forschte Cency.

"Wo ich nur bin und gehe, treffe ich ihn und sein Blick ist so heiß und zwingend, daß ich niedersinken und schluchzen möchte: "Nimm mich, nimm alles was ich bin und habe, denn wenn du dich von mir wendest, muß es sein, als erlöschte der Sonne Licht für immer."

"Nun also — wenn Du sein Herz gewonnen hast, was treibt dich denn zu mir, der Hexe? — Denn dafür häßt Du mich doch?"

"Ja natürlich. Wäret Ihr keine, so dürfte ich ja auch nicht Hilfe von Euch erwarten."

"Freilich nicht," lachte Cency und dann blieb es minutenlang still in der Hütte.

"Wollt Ihr mir denn beistehen?" fragte das Mäglein endlich.

"Ich will — aber nur wenn Du Dich verpflichtest genau zu befolgen, was ich Dir befehle."

"Und sollte es mir noch so hart ankommen — ich gehorche Euch," versicherte Ilka Scandor.

"Dann höre! Folgt der Hinz Altenhausen Dir, so tust Du, als bemerktest Du nichts davon; spricht er zu Dir, so antwortest Du nicht. Sendet er Dir Geschenke, so wirfst Du sie ihm vor die Füße."

"Aber Mutter Cency, ich möchte ja alles, was von ihm kommt, wie eine heilige Reliquie verwahren! Habt Ihr nicht begriffen, daß ich ihn liebe und daß ich an diesem heißen, verzehrenden Gefühl zu Grunde gehe?"

"Ich habe es begriffen, doch laßst Du nicht zu mir, weil Du sein Eheweib werden möchtest?"

"Ja — allerdings — das möchte ich. Ist's

aber möglich, daß er mich — die so tief unter ihm Stehende — wählt?"

"Es ist möglich, sobald Du meinem Ratsfolgst — andernfalls wirst Du eine Elende werden die den bunten Schmetterling nur zu bald entflattern sieht. Noch bleibt Dir die Wahl. Entscheide dich!"

"Ich gehorche Euch, so schwer es mir auch ankommen mag", erklärte Ilka nach längerem Nachsinnen und das Beutelschen zurücklassend, nahm sie raschen Abschied.

Nach wie vor lauerte Hinz Altenhausen auf die schöne Dirne mit dem dichten, schwarzen Voden-



haar und den verzehrenden Augen, aber sie hatte keinen Blick mehr für ihn. Die Blumen, die Früchte, die bunten, seidnen Tücher, die er ihr schickte, gelangten alle an ihn zurück. Da fühlte er, daß seine Seele in den Händen des braun n Mäggleins war, daß Ilka ihn bis zum Himmel emporheben, oder bis in die Hölle hinabschleudern konnte und eines Tages stand er vor ihren Eltern und begehrte das wilde Kind zum Weibe.

Drei Monate später bewegte sich ein laager Brautzug der festlich geschmückten Kirche zu. Ueber Blumen und grüne Zweige schritten Ilka's kleine Füße und die Myrtenkrone schimmerte wie Schnee in dem dunklen, üppigen Haar.

Auf einem Eckstein dicht am Wege saß ein altes Mütterlein und sah mit neugierigen Augen den Nahenden entgegen. Es war die Kräutercency. Unter den Hochzeitsgästen befanden sich viele junge Burschen, die schon wacker auf die Gesundheit des jungen Brautpaares angestoßen hatten. Wäre es Nacht gewesen, so würde die Hexe den Dorshelden Neßpekt eingeflößt haben, am helllichten Tage lagen die Dinge jedoch anders. Das Weib wurde umringt, bei Seite geschoben und mit Schmähungen überhäuft. Da nahm sich Hinz Altenhausen der Bedrängten an, verwies den Excedenten mit derben Worten ihr

Gebahren, stellte die Ruhe und Ordnung wieder her und gab der Alten ein reiches Geldgeschenk.

„Dank!“ sagte die Cency und fügte hinzu: „Wenn Du einmal in Not kommst, so suche mich auf, Hinz Altenhausen.“

Es war ihre Gewohnheit, jeden im Dorfe „Du“ zu nennen. Auf den Krückstock gestützt, humpelte sie fort, der Brautzug aber verschwand in der Kirche.

Auf dem schönen Gute begann nun ein Leben der Wonne. Die jungen Gatten leerten den Becher des Glücks mit vollen Zügen, vergaßen aber in ihrem süßen Taumel sich um praktische Interessen zu bekümmern.

Ilka meinte in einem Feenpalaste zu wohnen. In duftigen, kostbaren Gewändern flatterte sie wie ein schillernder Schmetterling durch die Räume des Hauses und was ihr kleiner, toller Kopf nur ausheckte, das ging in Erfüllung. Allerlei phantastische Ideen und Wünsche teilte sie Hinz mit und dieser beeilte sich lachend die holden Torheiten ins Werk zu setzen. Das kostete Geld — viel Geld — aber er war ja reich und der heiße schwellige Mund seines Weibes lohnte ihm mit tausend berausenden Küssen die so gern gespendeten Gaben.

Kam der alte Verwalter, um mit besorgter Miene Bericht zu erstatten, so hatte Altenhausen niemals Zeit, ihn anzuhören, denn das süße Teufelschen, Ilka, hielt sich die kleinen rofigen Ohren zu, wollte nichts wissen von den langweiligen Zahlen und Berechnungen, und zog den Geliebten fort zu neuem Freudentaumel.

„Es sieht schlecht, Herr. Das Gut geht zu Grunde und die Gläubiger wollen nicht länger warten,“ mahnte der Greis endlich.

Nun, dann bezahle ich den Bettel“ fuhr Hinz trotzig auf, öffnete seinen Geldschrank und erschraf über die unheimliche Leere, die ihm da entgegen gähnte.

Hinz, Hinz! Kannst Du nicht? Mir ist eben etwas Köstliches eingefallen, was freilich viel kosten, aber uns beiden großes Vergnügen machen wird,“ rief Ilka, deren lachendes Gesichtchen am Fenster erschien — und wie hätte Altenhausen die

kindliche Freude seines reizendes Weibes trüben mögen?“

Alles ging weiter wie bisher. Kleine Abschlagszahlungen wurden geleistet, man nahm Geld zu Wucherzinsen auf, es reichte nicht, das Gut brachte immer weniger ein. Die Waldungen mußten zum größten Teil verkauft werden, dann folgten die teuersten Pferde und endlich kam die Besizung unter den Hammer.

Ach, wie Ilka weinte und die weichen Händchen rang. An der Wiege ihres Kindes kniete sie und machte sich die herbsten Vorwürfe, das Erbe des kleinen Engels nicht besser gehütet zu haben. Verloren war das prächtige Gut, nur ein primitives Häuschen und ein kleiner Acker, welche Altenhausen verpachtet gehabt hatte, blieben noch übrig.

Kaum konnte Hinz den Schmerz seines geliebten Weibes ertragen. Vergeblich sann er auf einen rettenden Ausweg und da fiel ihm plötzlich die Kräutercency ein. Es war freilich einfältig an so verrücktes Zeug zu glauben, aber am Ende — der Ertrinkende klammert sich ja selbst an das schwankende Schiff. „Komm zu mir, wenn Du in Not bist“ hatte die Alte gesagt — Was lag daran, wenn er den Weg bis zu ihrer morschen Hütte machte?

Mit den Worten: „Sei guten Mutes mein Lieb!“ nahm Altenhausen hastig Abschied von der Weinenden und schritt in den Wald hinein. Die Sonne war untergegangen, der letzte purpurne



Das Weib wurde umringt und mit Schmähungen überhäuft.

Streif kämpfte mit dem Silberlicht des hinter schwarzen Bergen auftauchenden Mondes. Gedechsen raschelten durch den Wald, Nachtgevägel hörte man kreischen und schillernde Schlangen züngelten aus dem Moos. Weiter ging der einsame Mann, ein Leuchtläferchen flog wie ein belebter Funke vor ihm her, gleichsam als wolle es den nächtlichen Wanderer ans Ziel leiten und endlich zeigte sich Cencys verfallene Hütte. Der Mond überrieselte das zerbröckelte Gemäuer mit klüftigem Silber und mattrotes Licht drang durch die Fensterscheiben heraus.

Die unverschlossene Thür öffnete Hinz.

„Was suchst Du bei mir?“ fragte die Alte, welche am Herde stand und einen überwallenden Kessel abschäumte.

„Habt Ihr mir nicht gesagt, daß ich Euch aufsuchen soll, wenn ich in Not bin?“ erwiderte der ehemalige Gutsbesitzer. „Jetzt bedarf ich der Hilfe und ob sie vom Himmel oder aus der Hölle kommt — mir solls gleich sein.“

„Ich kenne Dich,“ murmelte die Kräutersammlerin. „Aber was verlangst Du denn? Bist Du krank, oder liegt eines von Deinen Lieben im Sterben, dann kann ich dir nicht beistehen, oder wenigstens keinen sicheren Erfolg von meinen Arzneimitteln versprechen. Sieh nur — mich selbst hat der Tod schon gepackt.“

Wirklich, das Weib glück einer wandelnden Leiche. Nur die schwarzen, klugen Augen lebten in dem hageren, farblosen Gesicht.

„Ich bin gesund und auch Illa und das Kind sind es,“ entgegnete Altenhausen, sein unheimliches Grauen niederkämpfend. „Aber mein Hab und Gut ist mir verloren.“

„Weil Ihr beide nicht verstanden habt, es Euch zu erhalten,“ sagte Cency, die hageren Schultern zuckend.

„Laßt das sein, fuhr er gereizt auf. „Geschickenes kann Keiner mehr ändern und es war eine Torheit von mir hierher zu kommen. Lebt wohl!“

„Na, na, nur nicht gar so eilig!“ rief sie dem Fortstürmenden nach und fragte, als dieser stehen blieb: Ist Euch denn gar nichts übriggeblieben?“

„Ein elendes Häuschen und ein kleiner erbärmlicher Acker,“ lautete die Antwort.

Die Alte versank in tiefem Nachdenken. „Du hast mir geholfen — und deshalb will ich versuchen, Dir auch zu helfen“ sagte sie nach langem Schweigen. „Geh in den Wald und wenn eine halbe Stunde verstrichen, komm wieder. Dann wird das Mittel fertig sein.“

Hinz tat wie ihm geheißsen wurde. Als er

wieder in die Hütte trat, reichte ihm Cency ein sorgfältig zugebundenes, irdenes Töpfchen, klein genug, daß man es bequem in die Tasche stecken konnte. Aus dem Gefäß tönte lautes Klirren, als hätte man Geld darin verschlossen.

„In dem Töpfchen ist ein mächtiger Talisman“ begann die Alte, „und er wird Dich wieder wohlhabend machen, vorausgesetzt, daß Du Dich streng an meine Vorschriften hältst.“

„Laßt hören!“ bat Altenhausen, die unscheinbare Gabe neugierig betrachtend.

„Nun, Du darfst nur dann den Deckel öffnen, wenn Du gar keine Möglichkeit mehr siehst, Dich selbst zu retten, also nur im Falle der höchsten Not. Geschieht es früher, so wird dadurch Unheil über Euch heraus beschworen. Darum prüft streng, ehe Ihr zu diesem letzten Hilfsmittel Zuflucht nehmt. Noch einen andern Fall gibt es, in welchem Ihr des Töpfchens Inhalt kennen lernen dürft.“

„Der wäre?“

„Wenn sich das Glück Euch wieder zugewendet hat und wenn Ihr keine Bitte mehr an den Talisman zu richten wißt, dann hebt den Deckel ohne Scheu.“

„Will mir's merken,“ erwiderte Hinz und zog ein vereinzelt Silberstück aus seiner Tasche, um den Dienst zu lohnen, aber die Alte wies das Geschenk zurück mit den Worten: „Ich brauche nichts mehr. Ehe die Sonne wieder am Himmel glänzt, bin ich gegangen. Aber wenn Du Dich dankbar zeigen willst, so strenge den Tieren, die meine getreuen Gefährten waren, öfters Futter und sorge dafür, daß ich hier in der grünen Wildnis begraben werde, denn den Wald habe ich immer gar zu gern gehabt.“

Er nickte und trat den Heimweg an. Auf der Schwelle des niedern Häuschens stand sein junges Weib und spähte ängstlich nach ihm aus. Er zog die Harrende in die Stube, erzählte ihr alles und fügte hinzu:

„Nun wollen wir gleich das irdene Gefäß aufmachen, denn wir sind ja in der schlimmsten Not.“

„Nein, nein Hinz! — Um Gottes willen keine neue Torheit,“ rief Illa, beide Hände schützend über das braune Töpfchen breitend. „So arg ist es noch nicht. Wenn wir den Acker ordentlich besorgen, wird uns doch vielleicht eine einträgliche Ernte vorbehalten und sich nur, wie die Obstbäume in dem Gärtchen voll Blüten hängen! Auch zwei Kühe sind uns geblieben und geben prächtige Milch. Da wir außerdem noch eines von unseren Pferden und ein Korbwägelchen besitzen, will ich selbst an den Markttagen zur

Stadt hinüberfahren und Obst und Milch verkaufen. Du sollst sehen, daß ich auch arbeiten kann."

"Nun ja, wenn Du meinst, daß es noch nicht Zeit ist, von dem Zaubermittel Gebrauch zu machen, so wollen wir warten," stimmte er bei, "und wenn Du arbeitest, bleibe ich auch nicht müßig. Gleich heute sollen Feld und Garten besorgt werden."

Beide führten ihr Vorhaben aus und der Himmel segnete den Fleiß. Wogende, reich gefüllte Kornähren boten sich der Sense dar, pur-

purn und golden hingen die Früchte an den Ästen. Die eine Kuh gab schäumende, prächtige Milch und neben der andern lag ein allerliebstes Kälbchen auf weicher Stren.

Wenn Hinz oder Ilka einen unverhofften Preßfit, eine schöne Einnahme erzielt hatten, wußten sie sich vor Stolz und Freude kaum zu fassen. Die gänzlich veränderte Lebensweise hatte ungeahnten Reiz für diese beiden kräftigen lebensfrohen Naturen.

Freilich ging nicht immer alles glatt ab, es kamen auch Stunden tiefer Ermüdung, wenn Verschiedenes fehl schlug. Dann holte man das irdene Töpfchen hervor mit dem festen Entschluß es zu öffnen. Aber der Vorsatz wurde nicht ausgeführt.

"Weißt Du, wir könnten ja noch dies und das versuchen" meinte der Eine oder der Andere und der Talisman wanderte in den Schrank zurück.

Jahre vergingen und Altenhausen hatte einige Acker und ein Stück Wald angekauft. Ein guter Stern schien dem rastlos Tätigen zu leuchten. Der kleine Kurt wuchs zu einem blühend schönen Knaben heran. Der Viehstand vergrößerte sich, neben dem armseligen Häuschen erstand ein hübsches, umfangreiches Gebäude und als sein Sohn das 24. Jahr erreicht hatte, genoß Hinz die stolze Freude, das Gut „Altenhausen“ zurücklaufen zu können. — Ob aber des Sommers Pracht die Erde schmückte, oder ob der Winter eine stimmernde Eisdecke über Wald und Flur

bratete, nie unterließ das Ehepaar der alten Cency Grab aufzusuchen, um der dort unten Schlummernden für den wunderthätigen Talisman zu danken.

Gar schnell verstrich die Zeit. Des Weibes Rabenhaar bleichte und Silberfäden durchzogen auch das braune Gelock ihres Gatten. Kurt führte den Eltern eine liebevolle Tochter zu und als später holbe Enkel um Ilka und Altenhausen spiketen, kannte das Glück der beiden Gatten keine Grenzen mehr.

"Nun könnten wir eigentlich den Deckel heben,"



Hinz und Ilka verteilten, was das einsame Weib hinterlassen hatte, unter die Bedürftigsten der kleinen Ortschaft.

meinte Hinz.

"Warum? Man weiß ja nicht, was noch geschehen mag," wandte die vorsichtige Frau ein. "Lasse uns den Talisman bewahren."

Ihr Wille wurde befolgt.

Da suchte einst einer der Enkel, ein allerliebster, krauslockiges Bübchen etwas in dem großen Schrank des Großpapas und plötzlich ertönte lautes Klirren. Das braune irdene Gefäß war zu Boden gefallen und zerbrochen. Gold- und Silbermünzen und Banknoten fielen heraus und zwischen ihnen lag ein beschriebener Zettel.

Altenhausen hob ihn auf und las: „Im Begriff von der Welt zu scheiden, lege ich meine geringe Habe hier herein. Bedürft Ihr des

Geldes, so versucht Euch eine neue Zukunft damit zu gründen. Obwohl wie eine Bettlerin lebend, war ich doch nicht arm. Nehmt was mein ist, wenn Ihr keinen Ausweg aus dem Elend findet. Weil ich aber weiß, daß es die eigene Kraft außerordentlich schärft und den stinkenden Mut neu belebt, wenn man einen sichern Rückhalt zu haben glaubt, so habe ich beschlossen, Dir mein lieber Hinz zu befehlen, daß Du das Töpschen nur im Falle der äußersten Not öffnest. Diese wird hoffentlich Dein Fleiß und der Deines Weibes fern halten. Ist es Dir und Ilka gelungen, Euch selbst zu helfen, bedürft Ihr des Talisman nicht mehr und wollt Ihr ihn dennoch

kennen lernen, so verwahrt diesen Papierstreifen für Eure Nachkommen, damit er ihnen ein sicherer Ratgeber sei und sie an Sparsamkeit und Tätigkeit mahne, das Geld aber gebt den Armen des Dorfes und betet zuweilen an dem Grabe der alten Kräuterceuch."

Am nächsten Tage verteilten Hinz und Ilka, was das einsame Weib hinterlassen hatte, unter die Bedürftigsten der kleinen Ortschaft, die Trümmer des zerbrochenen Töpschens jedoch, sowie der Bettel wurden nunmehr unter eine Glasglocke gelegt und unter derselben als wertvolles Familienkleinod behütet, um von Generation auf Generation vererbt zu werden.

Schloß Rheinfels.

Novelle von Eugen Simon

Der Mond goß sein silbernes Licht über die Herrschaft der Burg Rheinfels des Freiherrn von Assenborn. Eine schöne und reiche Besitzung war diese Herrschaft. Das hohe stattliche Schloß, „Burg Rheinfels“ benannt, mit seinen altersgrauen Zinnen und Türmen, blickte zu Füßen auf ein friedliches Dorf, auf üppige Weinberge, wildreiche Wälder und fruchtbare Aecker und namenlich auf den schönen grünen Rheinstrom hinab; so weit das Auge reichte, war das Land Eigentum des Freiherrn Ewald von Assenborn, der im Range den ersten Fürsten des Landes gleichstand.

Wie oft war der Mond Zeuge gewesen von lärmenden Festlichkeiten, die in diesem Schlosse gefeiert wurden. Wie oft hatte er aus den freiherrlichen Forsten eine glänzende und muntere Jagdgesellschaft zurückkehren gesehen, wie oft hinuntergeblickt auf ein kosendes Liebespaar, welches unter den hundertjährigen

Eichen des Schloßparks wandelte und gegenseitig Schwüre ewiger Treue wechselte. Heute war es still und öde in dem Schlosse. Kein Becherklang, kein Gesang lustiger Zecher, kein Hundegebell, kein Gewieher ungeduldig harrender Rosse unterbrach die Stille der Nacht, kein Licht erhellte die hohen, düsteren Bogensfenster. Nur ein Erker-

fenster war schwach beleuchtet. Dort stand der derzeitige Besitzer des Schlosses und sein Blick ruhte mit dem Ausdruck verbitternen Zornes auf der schönen Landschaft. Er war noch jung, vielleicht dreißig Jahre alt, seine hohe, schlanke Gestalt, die breitetgewölbte Stirn, welche das dicke, schwarzgelockte Haar umrahmte, die dunklen, feurigen Augen, die scharfgebogene Nase und die fein geschnittenen Lippen, die der volle Bart beschattete, gaben ihm Anspruch auf den Namen eines schönen Mannes, aber der Schönheit dieser Züge tat die Blasiert-



Das Mädchen sitznd neben ihr, es stützte sich auf die Rücklehne des Sessels.

heit, deren Stempel sie trugen, Abbruch. Außer ihm befanden sich noch zwei Personen in dem kleinen, traulichen Gemach, eine alte Dame und ein junges, schönes Mädchen.

Die Dame schien leidend zu sein, sie saß in einem mit Kissen belegten Sessel, in ihrem Blicke, der unverwandt auf dem jungen Manne ruhte, spiegeln sich ängstliche Besorgnis und Kummer. Das Mädchen stand neben ihr, es stützte sich auf die Rücklehne des Sessels.

„So haben wir keine Hoffnung mehr?“ fragte die alte Dame mit bewegter Stimme.

„Keine, Mutter,“ entgegnete der junge Mann, „die Herrschaft ist zu sehr verschuldet —“

„Wie lautet die Ordonnanz?“ fragte die Freifrau, sich zu dem Mädchen wendend. „Du hast sie mir vorgelesen, Marie, mein Gedächtnis ist so schwach, ich kann mich des Inhaltes nicht genau entsinnen.“

„Sie lautet, daß der Freiherr Ewald von Affenborn aufgefordert wird, am 26. September mit seiner gesamten Familie und Dienerschaft das „Schloß Rheinfels“ zu verlassen, zuvor aber seinen Ansprüchen auf die Herrschaft zu Gunsten des Herrn Löwi in Gegenwart des Richters feierlich zu entsagen, auch alle auf den An- und Verkauf, wie auf die Verwaltung der Herrschaft bezüglichen Papiere in die Hände des genannten Herrn Löwi aus Köln am Rhein niederzulegen.“

„Und so weiter!“ fiel der Freiherr unmutig dem Mädchen in die Rede. „Für die ganze Geschichte gäbe es nicht einen Schuß Pulver, wenn nicht dieser Löwi aus Köln mein Gläubiger wäre. Mit diesem Wucherer mag ich nicht in Unterhandlung treten, von ihm mag ich keine Galtfrist erbitten.“

„Ewald, bedenke, das Erbe deiner Väter steht auf der letzten Karte,“ warnte die Freifrau, „morgen sollen wir unsern Stammsitz für immer verlassen und am Bettelstabe hinauswandern, um eine neue Heimat zu suchen.“

Der junge Mann wandte sich um. „Trage ich allein die Schuld?“ fuhr er zornig auf. „Hat nicht mein Großvater schon den achten Teil der Ländereien verpfändet? Hat nicht mein Vater —“

„Daß die Toten ruhen,“ fiel Frau von Affenborn ihm ernst ins Wort. „Dein Großvater verpfändete jene Ländereien, weil die Not ihn dazu trieb. Der Krieg hatte die Ernte vernichtet und das Dorf eingäschert. Dein Vater mußte ebenfalls einige Aecker verpfänden, um den durch den Mißwachs mehrerer Jahre verarmten Bauern unter die Arme greifen zu können. Aber bei seinem Tode zählte die Kasse einen so bedeutenden

Barbestand, daß jere Pfandscheine hätten eingelöst werden können. Du tratest nach der Beerdigung deines Vaters eine Reise nach Italien an, als du zurückkehrtest, waren neue Schulden zu den alten hinzugekommen. Meine Bitten und Warnungen fruchteten gar nichts, du bliebst deiner Lebensweise treu. Die guten Freunde wohnten im Schlosse, Jagd- und Zechgelage wechselten miteinander ab, tausende wurden an einem Abend im Spiel vergeudet. Daniels warst du nicht zu stolz, dem Löwi in Köln gute Worte zu geben.“

Der Freiherr zuckte die Achseln. „Es war Sache des Verwalters, mich auf den Ruin aufmerksam zu machen,“ entgegnete er. „So oft ich Geld forderte, erhielt ich es, ich habe niemals deshalb gute Worte verschwendet.“

„Der Verwalter hat dir oft genug gesagt, daß die Kasse leer sei und ein neuer Pfandbrief aufgenommen werden müsse, du unterschriebst die Dokumente und mußtest wissen, daß jeder derselben dich deinem Ruine näher brachte. Ich habe dich gewarnt, dich gebeten, abzulassen —“

„Mutter, brechen wir das Thema ab,“ sagte der Freiherr kalt, „deine Vorwürfe ändern das Geschehene nicht. Löwi muß für die Abtretung der Herrschaft mir vierzigtausend Taler zahlen, sie sollen das Fundament bilden, auf welches ich neu aufbauen will.“ —

Die alte Dame schüttelte wehmütig das Haupt. „Ich weiß, was ich von diesen guten Vorsätzen zu halten habe,“ sagte sie, „du hast sie oft gesagt, aber nie ausgeführt. Ich werde morgen mit Herrn Löwi reden, er muß mir einige Stuben in diesem Hause überlassen, ich hoffe —“

„Bah, es würde meiner Ehre widerstreben, mit einem Wucherer unter einem Dache zu wohnen,“ spottete der Freiherr. „Kann ich nicht mehr Gebieter in dem Hause meiner Väter sein, so will ich —“

„Mein Entschluß steht fest,“ unterbrach die Freifrau ihn ruhig. „Mich trifft die Schande unseres Hauses nicht, sie ruht auf dir allein.“ Sie erhob sich und verließ, auf die Schulter des Mädchens gestützt, das Gemach.

Ewald machte keinen Versuch, sie zurückzuhalten. Sein Blick ruhte wieder auf der schönen Landschaft, die er einst sein eigen genannt hatte, aus der er, der Sohn des stolzen, reichen Freiherrn von Affenborn, morgen mit Schimpf und Schande beladen, scheiden mußte. Wohl hatte die Mutter Recht, ihn allein traf die Schuld. Die Vorwürfe, die sein eigenes Gewissen ihm machte, erbitterten ihn. Hätte ein schwerer Schicksalsschlag ihn getroffen, hätte Krieg, Mißwachs oder Betrug ihm das Erbe der Väter entrispen,

er würde sich vielleicht geduldig in das Unvermeidliche gefügt und mit ungebeugtem Mut in die Zukunft geblickt haben. Nun er sich aber sagen mußte, daß sein Leichtfinn, seine Verschwendung ihn an den Bettelstab brachten, suchte er die Schuld andern zuzuschieben, auf die er seinen Unmut übertragen konnte. Vergangenheit und Zukunft beschäftigten in diesem Augenblick seine Seele nicht, er dachte nur an die Gegenwart, an den Schimpf, der ihm bevorstand. Da fühlte er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter, er wandte sich um und blickte in das Gesicht Mariens, welche ihn wehmütig ernst anschaute.

„Deine Mutter zürnt,“ sagte sie sanft, „ich kann ihr nicht Unrecht geben. Sie ist vor dreißig Jahren als glückliche Braut in dieses Haus des Reichthums und der fürstlichen Braut eingezogen und soll es jetzt als Bettlerin verlassen.“

„Kann ich's ändern?“ unterbrach Ewald sie. „Glaubst du, mich lasse der Sturz unseres Hauses kalt und gleichgültig? Der Name meiner Väter ist beschimpft, die alte Mutter — doch brechen wir ab, der Gedanke an die Tage, welche dem heutigen folgen, verstimmt mich und ich darf nicht weich sein — mit dem Stolz des Adels will ich diesem Löwi, diesem Wucherer, gegenüber treten, wie einen Bettelpennig will ich ihm die Papiere vor die Füße werfen!“

Marie legte die Hand auf den Arm des jungen Mannes und führte ihn zu einem Sessel.

„Du weißt, ich bin ein armes, schlichtes Mädchen,“ sagte sie, als der Freiherr sich gesetzt hatte, „die Freifrau von Assenborn adoptierte mich, als meine Großmutter, die alte Schlossverwalterin, Katharina von Bora, starb. Du zähltest bereits sechzehn Jahre, als ich, ein fünfjähriges Kind, dich zum ersten Mal Bruder nannte, ich gewann dein Herz. Du liebtest mich, wie ein Bruder seine Schwester lieben kann.“

Der Freiherr nickte gedankenvoll. „Ja, ja, es war eine schöne Zeit, als wir noch mitsammen in Schloßparke spielten,“ flüsterte er, „weßhalb rußt du die Erinnerung an sie wach?“

„Wohl war es eine schöne Zeit,“ fuhr Marie fort, „ich erfreute mich deiner Liebe, deines Vertrauens, — hätte ich sie nie verloren! Du

wärest heute noch der reiche, beneidete Freiherr von Assenborn.“

„Wann habe ich sie dir entzogen?“ fragte Ewald, ohne den Blick zu erheben.

„Wann? Entfinnst du dich noch des Tages, an welchem ich dich warnte vor deinen Freunden? Erinnerst du dich noch des Briefes, welchen ich dir schrieb, als du von Italien aus den Verwalter beauftragtest, den Wald lichten zu lassen? Du erwidertest, deine Freunde seien treu, und das Vertrauen auf die Redlichkeit des Verwalters könne durch einen ungerechtfertigten Argwohn nicht erschüttert werden. Ich mußte schweigen, deine Antwort bewies mir, daß ich dein Vertrauen nicht mehr besaß.“

Der Freiherr blickte auf. „Du gehst zu weit, Marie,“ sagte er. „Damals fordertest du, ich solle mit meinen Freunden brechen und den Verwalter entlassen; du zähltest erst sechzehn Jahre, ich muß deine Forderungen für das nehmen, was sie wirklich waren, Einflüsterungen meiner Mutter.“

„Sie waren dies nicht, Ewald. Ich beobachtete im Stillen und entdeckte manches, was dir verborgen blieb. Ich war zu jung, zu unerfahren, um meinen Verdacht näher zu untersuchen, deine Mutter beauftragte einen Advokaten, dies zu tun, der sie mit der Versicherung beruhigte, die Bücher seien in bester Ordnung.“

„Da siehst du, daß dein Verdacht der Begründung entbehrte,“ entgegnete Ewald.

„Vorausgesetzt, daß ich der Begründung des Advokaten Glauben schenken will. Ich vermute, daß er durch den Verwalter bestochen wurde und diese Vermutung gewinnt dadurch, daß er jetzt das Interesse deines Gläubigers vertritt, einen festen Halt.“

Ewald erhob sich. „Du klammerst dich an einen Strohalm, Marie,“ sagte er. „Den Glauben, daß dieser Strohalm uns retten könne, magst Du nicht gern fahren lassen. Ich wiederhole, daß ich dem Verwalter, der nun schon seit zwanzig Jahren in unsern Diensten steht, mein volles Vertrauen schenkte. Aber gesetzt auch, er habe sich Unterschleife zu Schulden kommen lassen, wozu kann es frommen, daß ich ihn zur Rechenschaft ziehe? Morgen geht die Herrschaft in fremde Hände über —“



„Wer weiß?“ fiel Marie ihm rasch ins Wort. „Vielleicht kommst du aus dem Schiffbruch —“

„Törichte Hoffnung!“ fuhr der Freiherr gelassen fort. „Ich habe mich in den Sturz meines Hauses gefunden, mag es denn zusammenbrechen, ich will es neu aufbauen. Wozu die Verwaltungsbücher durchgehen? Ich würde mich nur ärgern über die Summen, die das Spiel verschlungen hat. Nein, nein, denken wir über die Ursache des Sturzes nicht weiter nach, wir können das Geschehene doch nicht ändern.“

Marie hatte sich dem Freiherrn genähert, stolz und zürnend stand sie ihm gegenüber. „Ewald, ich habe dich stets geachtet,“ sagte sie, und der sanfte Ton ihrer Stimme war einem kalten Ernst gewichen, „selbst der Leichtsinns konnte dir meine Achtung nicht rauben. Ich beklage dich, aber die Hoffnung, der Ernst des Mannes würde über den Leichtsinns des Jünglings siegen, ließ ich nie fallen. Der Augenblick ist gekommen, in welchem du diesen Ernst zeigen mußt, die Stunde hat geschlagen, die den Mut und die Tatkraft von dir fordert und jetzt zögerst du, dem hereinbrechenden Sturme die Stirn zu bieten, dem Schicksal mit Ernst und Mut entgegenzutreten! Das raubt dir meine Achtung, Ewald, nicht der Sturz deines Hauses beschimpft dich, sondern die feige Gleichgültigkeit, mit welcher du diesen Sturz geschehen läßt.“

Sie schritt, ohne eine Erwiderung abzuwarten, hinaus. Ewald blickte mit düsterem Trost ihr nach. „Bah!“ murmelte er, „das Herz des Weibes glaubt in jeder Sternschnuppe einen Stern zu entdecken, es hält an der Hoffnung fest, bis die Wellen die letzte Blanke verschlungen haben. Die letzte Nacht!“ fuhr er fort — „ruiniert!“ und ein Schatten der Behmut glitt über sein düsteres bleiches Antlitz. „Die letzte Nacht im Vaterhause! Als der Vater starb, als er die Hand segnend auf mein Haupt legte, — bäh, wozu diese ernstesten Gedanken? Können Klagen und Vorwürfe das Rad des Schicksals in seinem Laufe hemmen? Fort mit ihnen, ich will heiter sein, heiter das Erbe verlassen, welches ich heiter antrat!“

Er näherte sich der Tür und zog die Glocke. „Eine Flasche Champagner!“ herrschte er den eintretenden Diener an. „Wird wohl nicht manche Flasche mehr im Keller liegen, alte Nachteule, daß du den Kopf schüttelst, he? Vorwärts sage ich, Löwi, der Bucherer, der morgen hier einzieht, mag das Einzugsfest mit seinem eigenen Weine feiern, der Keller des Freiherrn von Aussenborn soll auch keinen Tropfen dazu liefern.“

Der alte Diener blickte sein Herrn vorwurfs-

voll an. „Entsinnen sie sich nicht mehr, gnädiger Herr, daß gestern abend ihre Gäste die letzte Flasche ausgegossen haben?“ sagte er, das graue Haupt schüttelnd. „Sie selbst gaben Befehl, daß der Keller den Trun . . . den Herren geöffnet werden sollte.“

„Schweig, alter Rabe!“ fuhr der Freiherr zornig auf. „Was kümmert's dich!“

„Wenn aber der gnädige Herr eine Flasche Tokajer aus dem Keller seines alten Dieners nicht verschmähen wollen —“

„Sieh, sieh, du hast deinen eigenen Weinkeller?“

Der alte Mann schüttelte, schmerzlich lächelnd, wiederum das Haupt. „Die Flasche hat Ihre gnädige Frau Mutter mir geschenkt, damals, als mein Weib krank lag,“ fuhr er fort. „Fünf hat meine arme Frau getrunken, die sechste ist stehen geblieben, weil —“

„Ich weiß, deine Frau starb,“ unterbrach der Freiherr ihn in mildem Tone. „Na, Alter, wir haben alle unsere Last zu tragen. Geh, hole die Flasche, wir wollen sie gemeinschaftlich leeren.“

„Ja, ja, ein jeder hat seine Last zu tragen,“ sagte der Alte, „aber die Last, die Gottes Vorsehung auf unsere Schultern legt, drückt doch nicht so schwer, wie die, welche wir uns selbst auflegen.“ —

Ein Lächeln bitteren Hohnes glitt über die Lippen des Freiherrn. „Je älter die Leute werden, desto größere Freiheiten erlauben sie sich,“ murmelte er. „Wenn der Wein ihn gesprächig macht, wird er mir eine Moralpredigt halten. — Aber was ist denn das? Feuerschein rötet den Himmel —“

„Unten im Dorfe brennt's!“ rief der Diener, der atemlos in das Gemach stürzte. Soeben hat der Nachtwächter die Meldung gemacht, er will die Schloßspritze holen.“

Der Freiherr hatte sein eigenes Unglück vergessen. Ihm, als Herren des Dorfes lag es ob, sich zur Brandstätte zu verfügen und an Ort und Stelle die geeigneten Maßregeln zu treffen. Die Gelegenheit, durch anstrengende Beschäftigung seinen quälenden Gedanken entrinnen zu können, ergriff er mit Freude, und wenn er sich auch sagen mußte, daß er nicht für sich, sondern für den verhassten Gläubiger rettete, noch war er Herr und seiner Pflicht als solcher wollte er auch bis zur letzten Minute nachkommen.

„Laß ein Pferd an die Spritze spannen,“ rief er dem Diener zu, „die Knechte sollen sich sofort ins Dorf verfügen und Hand ans Werk legen, ich werde augenblicklich folgen. — Wen trifft das Unglück?“

„Den Schreiner, er hat eine Frau und vier Kinder.“

„Das hat er davon!“ sagte der Freiherr unmutig. „Er war der einzige im Dorfe, der sich stets weigerte, seine Habe zu versichern.“

In dem Augenblick, in welchem der Freiherr das Zimmer verlassen wollte, trat Marie ihm entgegen. „Wohin willst du, Ewald?“

„Hinunter ins Dorf,“ erwiderte der junge Mann, indem er das Mädchen sanft bei Seite schob. „Sorg' dafür, daß die Leute hier ein Obdach finden, wenn's auch nur für eine Nacht ist.“

Er eilte fort, Marie sah ihm nach, bis er am Ende des Korridors ihrem Blicke entchwand.

„Sein Herz denkt zu edel,“ sagte sie leise, „ich muß für ihn handeln. Trotz aller Beweise für den Verrat und die Schurkerei derjenigen, die seine Freundschaft mißbrauchten, glaubt er noch immer an die Redlichkeit der Menschen.“

Sie schritt langsam über den Korridor der Treppe zu. „Wie aber dann, wenn meine Vermutungen mich täuschen, wenn mein Verdacht unbegründet ist?“ fuhr sie fort, indem sie stehen blieb. „Wird man mich nicht des Diebstahls beschuldigen? Wäre

die Anklage nach dem Wortlaut des Gesetzes nicht gerechtfertigt? Mut, Mut, du schwaches Herz, für sie, der ich so viel verdanke, für ihn, den ich liebe, mußt du alles wagen, alles opfern können.“

Marie stieg die Treppe hinunter und trat in die Wohnung des Verwalters, der ebenfalls sich in das Dorf begeben hatte. Der Freiherr traf nach wenigen Minuten auf der Brandstätte ein. Das Häuschen war zweistöckig, glücklicherweise lagen die Nachbarhäuser zwanzig Schritt von demselben entfernt. Die Flammen hatten das obere Stockwerk bereits ergriffen. Die Bauern, statt zu retten und zu löschen, standen untätig in Gruppen umher und tauschten ihre Ansichten über die Entstehung des Brandes aus, nur einige wenige beteiligten sich an der Rettung der Mobilien.

Der Freiherr ließ sofort eine Kette von der Brandstätte bis zum Brunnen bilden, und befahl einigen, die Möbel, welche vor der Hütte lagen, fortzuschaffen.

Da stürzte plötzlich eine Frau mit dem gelenden Ruf: „Mein Kind! Mein Kind! auf das brennende Haus zu.

Der Freiherr hielt sie zurück. „Wohin wollt Ihr? fragte er, „seht Ihr denn nicht, daß Ihr in den Flammen umkommen würdet?“

„Herr, mein Kind, schaffst mir mein Kind!“ rief die Frau händeringend. „Laßt mich, ich muß hinein.“

„Drei sind gerettet,“ sagte einer der umstehenden Bauern, „das vierte liegt oben im zweiten Stoß.“

„Wo ist der Schreiner?“ fragte Ewald.

Er hat einigemal versucht, sein Kind zu retten, aber es ist unmöglich hineinzukommen.“

„Laßt mich, und müßte ich mit meinem Kinde sterben, ich will hinein!“ rief die verzweifelte Mutter.

„Will keiner von Euch die Rettung des Kindes wagen?“ wandte der junge Mann sich zu den Bauern.

„Wer nichts zu verlieren hat, kann versuchen, wir setzen unser Leben eines fremden

Kindes wegen nicht auf Spiel.“

Der Freiherr entriß einem der Umstehenden einen mit Wasser gefüllten Eimer und schwang ihn mit Riesenkraft hoch über sein Haupt, so daß der Inhalt desselben sich über ihn ergoß. Im nächsten Augenblick war er in dem brennenden Hause verschwunden. Rauch und Flammen schlugen ihm entgegen, er beachtete es nicht, er eilte mit Fieberhaft die schmale Treppe hinauf und trat durch die erste Türe, an deren Balken bereits die Flammen leckten, ein. Er zertrümmerte das Fenster, ohne zu beachten, daß die Glasscherben seine Hände verwundeten, um den Rauch hinauszulassen.

„Die Kammer neben Ihnen!“ hörte er eine Stimme rufen.

Er eilte wieder hinaus, es war unmöglich,



Als er ins Freie trat, sank er ohnmächtig zusammen.

die Tür des Nebenzimmers zu erreichen, der Fußboden und die Balken brannten bereits lichterloh. Er trat in das Zimmer zurück, nahm einen Stuhl und stieß die dünne Fachwand ein. Rauch füllte auch diese Stube. Der Freiherr zwängte sich durch die Oeffnung, welche er gebrochen hatte und schritt vorsichtig und langsam vorwärts. Sein Fuß stieß an einen Gegenstand, er bückte sich, das Kind lag auf dem Boden. Ewald nahm es auf seine Arme und trat den Rückzug an. In derselben Richtung zurückschreitend, fand er die Oeffnung bald, die Tür erkannte er an den brennenden Balken. Die Treppe brannte, die Stufen krachten. Der Freiherr presste das Kind fest an sich und eilte, die Bretter mit seinen Füßen kaum berührend, hinunter.

Als er ins Freie trat, sank er ohnmächtig zusammen, in demselben Augenblick stürzte die Decke beider Kammern ein.

Die Bauern wußten keinen besseren Rat, als daß sie einen Eimer über den Freiherrn ausgossen, das kalte Bad brachte den Bewußtlosen wieder zu sich.

Er eilte in den Garten, in welchen die unglückliche Familie sich geflüchtet hatte. Das Kind lag leblos in den Armen der Mutter. Ohne die Kälte, die ihn durchschauerte, noch die Schmerzen, welche die erhaltenen Brandwunden ihm verursachten, zu beachten, stellte der Freiherr unverzüglich Versuche zur Wiederbelebung des elben an. Nach halbstündiger unausgesetzter Bemühung gelang es ihm, das Kind ins Leben zurückzurufen.

Der Dank der Eltern wollte kein Ende finden. Der Freiherr forderte die Familie auf, ihm ins Schloß zu folgen.

„Da habt Ihr's!“ sagte er zu dem Schreiner, der trotz seiner Brandwunden das kleinste Kind auf den Arm genommen hatte, während die Mutter das gerettete trug. „Wie oft habe ich Euch geraten, Eure Habe zu versichern, nun seid Ihr am Bettelstabe. Was wollt Ihr jetzt beginnen?“

„Gnädiger Herr, ich war ein Tor, daß ich Ihren Rat nicht befolgte,“ erwiderte der Schreiner, „ich bouete wohl zu sehr auf die Beständigkeit des Glücks. Daß mich ein Brandunglück treffen könne, hielt ich nicht für möglich, aber unwahrscheinlich, denn niemand war in Bezug auf Feuer und Licht vorsichtiger wie ich. Aber nun unser Kind gerettet ist, habe ich wieder frischen Mut. Durch Fleiß und Sparsamkeit haben wir uns eine kleine Summe erspart, sie sollte ein Notpfennig sein für unsere alten Tage, nun wer-

den wir sie zum Bau eines Häuschens verwenden müssen.“

„Ihr habt selbst Euer Unglück verschuldet,“ sagte Ewald.

„Gnädiger Herr, können Vorwürfe es ändern? Der ist zu bauern, den ein Unglück trifft, aber derjenige, welcher aus dem Unglück nicht eine Lehre für die Zukunft zieht, den muß man verachten. Träge und feig die Hände in den Schoß legen, wenn einmal eine düstere Wolke über uns hinwegzieht, ist eines Mannes unwürdig.“

Ewald schwieg, er fühlte sich getroffen. Die Worte dieses so schlichten Handwerkers machten einen tiefen Eindruck auf ihn. Auch er stand ja auf dem Punkte, alles zu verlieren, auch er konnte vielleicht aus den Trümmern noch manches retten. Maria hatte ihn sogar zur Rettung aufgefordert, aber er zog es vor, diese Rettung nicht zu versuchen, weil er befürchtete, Verdruß durch sie zu ernten. Die Erinnerung an den Heldennut und die todesverachtende Aufopferung der Mutter trat lebhaft vor seiner Seele. Um ihr Kind vielleicht nur die Leiche den Flammen zu entreißen, wollte sie selbst sich in das Feuer stürzen, ungeachtet sie den sichern Tod vor Augen sah. Die Mutterliebe kannte keine Gefahr, sie klammerte sich mit der Verzweiflung des Ertrinkenden an die Hoffnung, das Leben des Kindes zu retten und brachte das eigene Leben der Erfüllung dieser Hoffnung freudig zum Opfer. Auch Ewald besaß eine Mutter, er wußte, daß sie mit derselben unsäglichem Liebe an ihrem einzigen Kinde hing und wie lohnte er ihr dafür! Welche Sorgen, welchen Gram hatte er ihrem Herzen bereitet, welcher Kummer, welches Elend stand ihr seinetwegen noch bevor.

So dankte er ihr, die ihn erzogen, ihn gelehret, die in den Jahren seiner Kindheit mit unermüdblicher Aufopferung über ihn gewacht hatte, die noch jetzt mit hingebender Liebe an ihm hing. Konnte er sagen, daß das Unglück ihn unverschuldet betroffen habe? Mußte er sich nicht vorwerfen, daß sein Leichtsin, seine Verschwendung allein die Schuld an seiner Verarmung tragen? Er hatte gesehen, was eine Mutter für ihr Kind zu opfern fähig ist, er war überzeugt, daß in solchem Falle auch seine Mutter ihr Leben für seine Rettung wagen würde. Und er? Die Qualen der Reue solterten seine Seele, während er neben dem Schreiner einherschritt. Nur noch wenige Stunden blieben ihm bis zu jener Katastrophe, die das Wappen des Freiherrn von Assenborn mit Schimpf und Schande bespuckten, er wollte sie benutzen. Erreichte er auch in dieser kurzen Frist nichts weiter, als die Verzeihung der Mut-

ter, die er so tief, so bitter getränkt hatte, so konnte er doch ruhig und mutig der Zukunft entgegen schauen. Im Schlosse nun angelangt, wies der Freiherr der Familie einige Zimmer an, dann eilte er rasch hinauf, um seinen Vorsatz unverzüglich auszuführen.

Die Freifrau hatte sich bereits zur Ruhe gegeben. Ewald wollte den Schlaf der alten Dame nicht stören: vor zehn Uhr fand das Gerichtspersonal aus Köln am Rheine sich nicht ein, um acht Uhr war Frau von Assenborn munter, bis dahin mußte der Freiherr sich gedulden. Er beauftragte den alten Diener, für die Familie des Schreiners Sorge zu tragen, ihr Erfrischungen und Salbe für die Wunden zu reichen und das gerettete Mobiliar in das Schloß schaffen zu lassen. Erst nachdem er diese Anordnungen getroffen hatte, ging er in sein Schlafgemach, um sich umzutheilen und den verwundeten Arm zu verbinden. Alsdann lehrte er in die Erkerstube zurück, von der man einen herrlichen Ausblick den Rhein entlang mit seinen romantisch gelegenen Ruinen und Schlössern hatte.

Miternacht war längst vorbei, der Freiherr, welcher ob schon physisch erschöpft, das Bedürfnis des Schlafes nicht fühlte, ließ den Verwalter rufen. Der Diener kehrte mit der Meldung zurück, daß der Verwalter bereits zu Bett gegangen sei. Der Freiherr befahl, ihn zu wecken. Eine halbe Stunde verstrich, ehe der Gerufene erschien. Ewald ließ seinen Blick forschend auf den düstern, scharf markierten Zügen des hageren Mannes ruhen. Zum ersten Male entdeckte er heute in ihnen etwas, was ihn befremdete, was ihn zurückstieß, aber hieran konnten auch die Worte Mariens schuld tragen.

„Sie ließen mich rufen, Herr Baron,“ nahm der Verwalter das Wort, „ich wünsche zu wissen“

„Ich verlange die Verwaltungsbücher,“ unterbrach der Freiherr ihn.

„Zu welchem Zweck?“ fragte der Verwalter, dessen Blick nun lauernd auf dem jungen Mann ruhte.

„Zu welchem Zweck?“ fuhr Ewald zornig auf. „Habt Ihr ein Recht, danach zu fragen? Noch bin ich Herr in diesem Schlosse und Ihr seid mein Diener.“

Der Verwalter zuckte die Achseln, verachtende Geringschätzung spiegelte sich in dem Blicke, welchen er dem Freiherrn zuwarf. „Die Bücher haben zu jeder Stunde Ihnen zur Verfügung gestanden, Herr Baron, Sie hielten es nie der Mühe wert, einen Blick hineinzuwerfen, erst heute, kurz vor dem Augenblicke, in welchem Sie die Herrschaft Ihrem Gläubiger Herrn Löwi abtreten müssen, fällt es Ihnen ein —“

„Wenn Ihr nicht augenblicklich und ohne ein Wort weiter zu verlieren, meinem Befehle gehorcht, werde ich kurzen Prozeß mit Euch machen!“ rief der Freiherr, den der Hohn des Untergebenen um so mehr erbitterte, weil er sich sagen mußte, daß derselbe gerecht war. „Ich verlange die Bücher, weigert Euch noch einmal, sie vorzulegen, so lasse ich Euch als des Betrugs verdächtig dem Gerichte überliefern.“

Diese Drohung, deren Verwirklichung bei wiederholter Verweigerung des Gehorsams vorauszu sehen war, verfehlte ihren Eindruck nicht, der Verwalter entfernte sich.

Die trotzigte Sprache, welche dieser vordem so kriechende unterwürfige

Mann führte, der Hohn, mit welchem er seinem Herrn gegenübertrat und das unverkennbare Bestreben, den Befehl des Freiherrn zu umgehen, erweckten in der Seele Ewalds die Vermutung, daß der Verdacht Mariens begründet sei.

Aber selbst, wenn dem so war, wenn der Verwalter sich durch Betrug bereichert hatte, wodurch konnte Ewald es beweisen? Er befaß im Verwaltungsfache nicht die geringsten Kenntnisse, und abgesehen hiervon war die Zeit zur Ermittlung des Betrugs zu kurz. Ihn zu entdecken, und festzustellen, bedurfte es vielleicht der Arbeit mehrerer Tage und nach wenigen Stunden war es schon zu spät!

Die Rückkehr des Verwalters verzögerte sich auffallend, der Freiherr hatte schon dreimal die



Stode gezogen, es schien fast, als ob das gesamte Dienstpersonal das Schloß verlassen habe. Ewald entschloß sich, hinunterzugehen, um die Ursache dieser Verzögerung zu erforschen. Als er die Thür zum Wohnzimmer des Verwalters öffnete, sah er den Litteren, von der Dienerschaft umringt, vor einem offenen Schrank stehen. Dieser Schrank, welcher zur Aufbewahrung der Verwaltungsbücher und Dokumente benutzt wurde, war bis zur Hälfte leer. Der Verwalter wandte sich beim Eintritt seines Herrn um, der Ausdruck starren Entsetzens ruhte auf seinen finsternen Zügen.

„Ich warte bereits seit einer halben Stunde,“ sagte der Freiherr barsch, „beißt Euch!“
 Der Verwalter zeigte auf den Schrank hin. „Dort lagen die Bücher noch gestern Abend,“ sagte er, „ich selbst legte sie in den Schrank, jetzt sind sie spurlos verschwunden.“

Der Freiherr glaubte nicht an die Aufrichtigkeit dieser Behauptung, die nur zu sehr geeignet war, den plötzlich erwachten Verdacht zu bestärken. Er drohte mit Haussuchung und sofortiger Verhaftung; der Verwalter zuckte die Achseln und äußerte die Ansicht, daß der Baron selbst, um die Katastrophe hinauszuschieben, der Dieb sein könne. Zur Begründung dieser Ansicht führte er an, daß er, nachdem er die Bücher hineingelegt, den Schrank verschlossen und den Schlüssel in seine Tasche gesteckt habe, daß aber außer diesem ein zweiter Schlüssel vorhanden sei, der seit Jahr und Tag in dem Sekretär des Freiherrn liege und niemand die Benutzung dieses Schlüssels zur Entwendung der Bücher bezweifeln könne, da das Schloß unversehrt und der Schrank wieder verschlossen gewesen sei.

Diese Frechheit empörte den Freiherrn. Er entsann sich allerdings, daß jener zweite Schlüssel in dem Sekretär lag, aber nie hatte er daran gedacht, von demselben Gebrauch zu machen. Er befahl einigen Knechten, den Verwalter auf das strengste zu bewachen und ordnete unverzüglich eine Durchsuchung der gesamten Mobilien dieses Mannes an.

Die Bücher wurden nicht gefunden und das Benehmen des Verwalters, welcher die tätige Hilfe bei der Haussuchung leistete, war nicht das eines Mannes, der absichtlich einen Diebstahl vorschützt. Sein Zorn, seine Ratslosigkeit und sein Verdruß trugen zu sehr das Gepräge der Wahrheit, als daß man sie für eine Maske hätte halten können.

Der Morgen grante, als der Freiherr in das Erkerzimmer zurückkehrte. Der Diebstahl, wenn der Verwalter nicht mit meisterhafter Verstellung denselben vorschloßte, war ihm un-

greiflich. Die Katastrophe konnte er durch denselben nicht aufhalten, aber jedenfalls wollte er strenge Untersuchung beantragen und die Bücher, sobald sie sich vorfanden, einer genauen Revision unterwerfen lassen. Diese Revision, möchte sie ausfallen wie sie wollte, änderte freilich das Urtheil nicht, welches die Herrschaft Assenborn dem Gläubiger des derzeitigen Freiherrn überlieferte, aber durch sie konnte Ewald vielleicht die Schande, welches dieses Urtheil über ihn brachte, mildern.

Als die Schloßuhr acht schlug, ließ der Freiherr seine Mutter um eine Unterredung bitten.

Die alte Dame empfing den Sohn in einem Anzuge, welchen sie früher nur bei Hoffesten getragen hatte. Eine Robe von schwerer buntgestickter Seide umrauschte sie, ein Diadem von wertvollen Brillanten schmückte ihr ehrwürdiges Haupt.

Ewald war betroffen, er wußte im ersten Augenblick den Zweck dieser gewählten Toilette nicht zu erklären. Nie war die Dame ihm so ehrwürdig erschienen, nie hatte er so deutlich in den Zügen der Mutter das bittere Seelenleiden gelesen, als dessen Ursache er sich allein anklagen mußte.

„Verzeihung, Mutter,“ sagte er, indem er die Hand der alten Dame ergriff, „ich habe während der vergangenen Nacht eingesehen —“

„Mein Sohn, du sagtest gestern Abend: Was können deine Vorwürfe an dem Geschehen ändern?“ fiel Frau von Assenborn ihm ruhig ins Wort. „Ich frage dich jetzt, was kann meine Verzeihung ändern? Ich habe dir nie Groll nachgetragen, nur dich bedauert und bitter beklagt, daß du nicht den Ernst, die Charakterfestigkeit und den sparsamen Sinn deines Vaters besaßest.“

„Es soll anders werden,“ sagte Ewald, „ich bin zur Einsicht gekommen.“

„Wirst du die Kraft besitzen, diesem Vorsatz auch treu zu bleiben?“

„Gewiß, ich werde es! Die Lehre, welche ich in vergangener Nacht erhielt, hat einen unvergleichlichen Eindruck auf mich gemacht. Wie viel hast du gelitten meinethwegen wie viele Sorgen, wie vielen Kummer habe ich deinem Herzen bereitet! Mutter, wenn nicht die Hoffnung —“

„Sei still, mein Sohn, die vergangenen Tage liegen hinter uns. Wozu kann es dienen, daß wir die Sorgen und den Kummer, den sie uns brachten, in der Erinnerung nochmals durchleben? Mögen die Erfahrungen, mit denen sie dich bereicherten, deinen Charakter stählen und den Vorsatz der Umkehr in deiner Seele befestigen.“

Ewald berichtete seiner Mutter die Ereignisse

der verfloffenen Nacht, nicht um für seine edle That Dank zu ernten, sondern um ihr zu beweißen, daß seine guten Vorsätze sich auf einen guten Grund stützten. Frau von Assenborn hörte schweigend zu. Trotzdem das eigene Unglück ihre Seele vollauf beschäftigte, nahm sie doch innigen Anteil an der Schreinerfamilie. In Bezug auf den Diebstahl erklärte sie sich mit der Ansicht Ewalds einverstanden; auch sie hielt dafür, daß eine gerichtliche Untersuchung gegen den Verwalter eingeleitet werden müsse.

„Ich habe dir vergeben,“ sagte sie am Schlusse der Unterredung, indem sie dem Sohne die Hand bot, „ich will auf die Aufrichtigkeit deiner Sinnesänderung vertrauen und mit Rat und That in dem Kampfe, dem du entgegengehst, dir beistehen. Deine Umkehr wird dir schwer fallen, aber ernster Wille kann jede Schwierigkeit beseitigen. Du sagst, uns blieben vierzigtausend Taler, gut, laufen wir uns ein kleines Gut am Rhein und suchen wir durch Fleiß und Sparsamkeit den Flecken wieder zu tilgen, der auf unserm Wappen ruht.“

„So willst du mich begleiten?“ fragte Ewald erfreut.

„Gewiß! Glaubst du, ich habe im Ernst daran gedacht, um ein Obdach in diesem Hause zu betteln? Nicht als eine Bettlerin, als die Freifrau von Assenborn will ich das Schloß, den Stammsitz unserer Ahnen verlassen. Deshalb legte ich diesen Schmach an. Und nun noch eins. Ewald, ich habe schon längst mir dir darüber reden wollen, aber nie den geeigneten Augenblick dazu gefunden. Du weißt, ich nahm Marie an Kindesstatt an, als ihre Großmutter starb, und das Kind, eine Waise, keine Zuflucht hatte. Du hast dem Mädchen stets die Liebe eines Bruders entgegengetragen und vielleicht nicht bemerkt, daß das Saatkorn dieser Liebe andere Blüten trieb, als die, welche es naturgemäß treiben sollte. Sie liebt dich mit der ganzen Blut und Kraft ihrer jungfräulichen Seele, sie liebt dich trotz deinen zahlreichen Schwächen und Verirrungen. Laß mich nun zu Ende reden,“ fuhr sie fort, als der Freiherr sie unterbrechen wollte. „Ich lese in deinem Blick, daß du an diese Liebe nicht glauben kannst, ich finde sie natürlich. Marie betrachtete dich an ihren Bruder, ihre Liebe war um so reiner und aufrichtiger, als sie durch dieselbe mir die erzeigten Wohlthaten zu vergelten glaubte. Sie lernte durch deine Verirrungen dein edles Herz, dein weiches Gemüt kennen und bedauerte tief, daß du nicht die Kraft besahest, gegen die dich beherrschenden Leidenschaften anzukämpfen. Dieses Bedauern, verbunden mit der Hoffnung, es werde dir gelingen, das Sklavens-

joch abzuwerfen, fesselten dich enger und enger an sie; ehe sie es ahnte, liebte sie dich.“

Der Freiherr hatte sich erhoben; er entsann sich der Worte, welche Marie in verwichener Nacht zu ihm geredet hatte.

„Ich begreife es nicht,“ sagte er, „mein Lebenswandel mußte sie zurückstoßen, sie konnte mich nicht achten —“

„Sage das nicht,“ unterbrach Frau von Assenborn ihn, „ein Mädchenherz geht über den Leichtsin und die Torheit der Jugend ohne große Bedenken hinweg. Marie hat mir ihre leidenschaftliche Liebe nicht gestanden, aber ich lese in ihrer Seele wie in einem offenen Buche. Ich hielt es für meine Pflicht, dich darauf aufmerksam zu machen; dir bleibt es natürlich überlassen, was du tun willst. Verschmähest du die reine, vertrauende Liebe dieses Mädchens, so darf Marie uns nicht begleiten —“

„Darüber zu entscheiden, Mutter, ist der gegenwärtige Augenblick nicht geeignet,“ fiel der Freiherr hastig ein. „Ich danke dir für deine Mittheilung und bitte dich, mir Zeit zur Ueberlegung zu gönnen.“

„Ich will dir in dieser Angelegenheit nicht raten,“ fuhr Frau von Assenborn ruhig fort, „weder mein Rat, noch meine Wünsche dürfen deinen Entschluß beeinflussen. Nur die Erklärung halte ich für notwendig, daß ich in der bürgerlichen Herkunft Mariens kein Hindernis für das Glück eurer Ehe erblicken würde; Marie ist den Anforderungen unseres Standes entsprechend erzogen, und ihre Tugenden überwiegen den Mangel eines Wappens. Der Seelenadler, Ewald, ist stets der höchste: ihm muß der Geburtsadel nachstehen.“

In Sinnen versunken, verließ der Freiherr das Gemach. Er hatte Marie stets als seine Adoptivschwester betrachtet, und in dieser Eigenschaft war sie für ihn das Kind geblieben, mit welchem er vor Jahren scherzte und spielte. Jetzt stand sie plötzlich als die herangewachsene, blühende Jungfrau vor ihm; er fragte sich, wie es möglich sei, daß er nicht früher schon diese Verwandlung entdeckt habe. Die Mutter hatte von seinen Augen die Birde genommen; auch er blickte jetzt in diese reine Seele, die mit all ihrem Sinnen und Trachten sich vertrauensvoll ihm hingab. Und diese reine unschuldsvolle Liebe, von deren Existenz er niemals etwas geahnt hatte, ermutigte ihn. Das Gefühl, um seiner selbst willen geliebt zu sein, geliebt von einem edlen, engelreinen Herzen, erfüllte ihn mit Stolz, und dieses Gefühl wirkte um so beseligender auf ihn, als er sich von all seinen Freunden, von all denjenigen, welchen er Wohlthaten erzeigt hatte, verlassen sah, als er die

Erfahrung machen mußte, daß seine Freundschaft mißbraucht worden war. Die Unterredung mit seiner Mutter hatte eine volle Stunde in Anspruch genommen und inzwischen der Gläubiger nebst dem Gerichtspersonal sich schon eingefunden.

Als der Freiherr das Zimmer seiner Mutter verließ, trat der Diener ihm schon mit der Meldung entgegen, daß Herr Löwi ihn bitten lasse, im Wappensaal zu erscheinen.

„Also dort!“ murmelte Ewald, während er über den Korridor schritt; „der Bucherer scheint entschlossen zu sein, mir eine Kränkung zu ersparen.“

Herr Löwi, der Friedensrichter, der Verwalter und auch zwei Schreiber hatten bereits an dem großen Speisetisch Platz genommen, sie erhoben sich nicht, als der Freiherr eintrat.

In den dunklen Augen des jungen Mannes bligte es zornig auf.

„Sie kennen das Urteil des hohen Gerichtshofes von Köln?“ nahm der Richter im Tone geschäftsmäßiger Gleichgültigkeit das Wort. „Ich habe also nicht nötig, Ihnen dasselbe nochmals vorzulesen.“

„Sparen Sie die Mühe, ich kenne den Spruch,“ entgegnete der Freiherr kalt. „Bevor derselbe vollzogen wird, verlange ich, daß der Verwalter die Verwaltungsbücher vorlegt.“

„Wozu?“ fragte Löwi.

„Weil ich vermute, daß die Bücher gefälscht sind.“

„Herr Bacon, die Fälschung würde, wenn sie wirklich vorläge, mit der Sache selbst nichts zu tun haben,“ sagte der Richter. „Das Gericht hat die Abrechnung des Verwalters revidiert und beglaubigt. Auf Grund dieser Beglaubigung sind Sie fallit erklärt, die Herrschaft wurde versteigert, und Herr Löwi aus Köln am Rhein, Ihr Hauptgläubiger, steigerte das Besitztum an. Sie erhalten aus diesem Verlauf einen Ueberschuß von vierzigtausend Taler und haben es, nach meiner Ansicht, nur der Tüchtigkeit Ihres Verwalters zu danken, daß dieser Ueberschuß erzielt wurde.“

„In der Tat?“ erwiderte der Freiherr mit unerkennbarem Hohn. „So wäre ich diesem Manne, den ich des Betruges zeihe, Dank schuldig? Ihre Erklärung kann mir nicht genügen; sind die Bücher gefälscht, so war es auch die Abrechnung —“

„Dies zu ermitteln hatten sie vor dem Prozesse Zeit genug,“ fiel Löwi ihm ins Wort. „Die Akten sind geschlossen.“

„Auch dann, wenn ich einen Beleg zu diesen Akten bringe, welcher beweist, daß die Herrschaft Affenborn durch Betrug in Ihren Besitz ge-

kommen ist?“ unterbrach eine heille Stimme den zuversichtlichen Ton Löwis.

Ewald wandte sich um, sein Blick fiel auf Marie, die an der Seite der Baronesse auf der Schwelle des Saales stand. Ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel hätte nicht größeres Entsetzen hervorrufen können, wie diese Worte es taten.

Der Verwalter blickte stier, mit weitgeöffneten Augen, das Mädchen an, während Löwi seine Aufregung hinter einem gezwungenen Lächeln zu verbergen suchte.

Ewald hatte freudig überrascht sich dem retenden Engel genähert.

„Mein Fräulein, diese Beweise zu bringen, dürfte Ihnen unmöglich sein,“ sagte der Richter, den dieser Zwischenfall nicht aus der Fassung brachte.

„Hier sind sie,“ entgegnete Marie, indem sie einen Brief entfaltete. „Hören Sie zu.“

„Mein Herr!“ — die Adresse trägt den Namen des Verwalters. — Auf unsere mündliche Unterredung mich beziehend, bestätige ich Ihnen, unserer Absprache gemäß, hiermit schriftlich die getroffene Uebereinkunft, welche folgenbermaßen lautet: Sie übergeben mir zwölf Schuldscheine, jeder auf fünfzigtausend Taler lautend, von dem Freiherrn Ewald von Affenborn unterzeichnet, und tragen diese Summen als Empfang in die Verwaltungsbücher ein, so daß diese Bücher einen Gesamtbetrag von einer Million Taler als meine Schuldforderung aufweisen. Die Herrschaft repräsentiert, nach Abzug der beiden vor längeren Jahren aufgenommenen Pfandbriefe einen Wert von zwei Millionen Taler, wenn wir die vor zwanzig Jahren erfolgte Abschätzung zu Grunde legen, wofür ich durch meinen Advokaten Sorge tragen werde. Ihre Sache ist es, in den Büchern eine Abrechnung aufzustellen, nach welcher die Passiva sich auf zwei Millionen belaufen. Dies können Sie dadurch ermöglichen, daß Sie die alten Pfandbriefe doppelt aufführen; da mein Advokat die Abrechnung revidiert, so ist eine Entdeckung nicht zu befürchten. Der Freiherr von Affenborn wird, wenn Sie den geeigneten Augenblick wählen, uns den Gefallen erweisen, durch seine Unterschrift diese Abrechnung anzuerkennen. Auf Grund derselben trage ich auf Liquidation an. Der Spruch des Gerichts muß zu meinen Gunsten ausfallen. Wir setzen den Termin zur Versteigerung an, halten denselben so viel als möglich geheim und versteigern nötigenfalls bei verschlossenen Türen. Um den Schein zu wahren, biete ich einige Tausend Taler mehr, welche dem Freiherrn ausgezahlt werden. Nach erfolgtem Zuschlag erwirke ich eine Präsidial-Ordnung,

welche dem Freiherrn befiehlt, mit Mann und Maus das Schloß zu räumen und mir die Herrschaft zu übergeben. Dies wäre unser Plan, ich halte ihn für unfehlbar. Am Tage der Uebernahme zohle ich Ihnen zweimalhundertfünfzigtausend Taler, die Hälfte des Betrages der fingierten Schuldscheine. Sie haben mich ersucht, Ihnen Bürgschaft für die Einlösung meines Versprechens zu geben, ich wüßte in der That nicht, welche Sicherheit ich Ihnen bieten könnte, wenn Sie nicht diesen Brief als solche betrachten wollen. Ich habe wohl nicht nötig, Ihnen die strengste Verschwiegenheit ans Herz zu legen. Ganz der Ihrige.

Löwi."

"Zusam!" rief der Freiherr entrüstet. "Der Keil ist wert, daß man ihn Spiekruten —"

"Herr Baron, auf wen fällt die größere Schuld?" unterbrach der Richter ihn ruhig. "Auf ihn, der Ihre Schwächen benutzte, oder Sie, dessen Leichtsin und Verschwendung diesen Betrug ermöglichte?"

"Das Gericht mußte diesen Betrug entdecken!" fuhr der Freiherr auf.

"Sie hatten durch ihre Unterschrift die Richtigkeit der Abrechnung anerkannt; das Gericht war nur verpflichtet, den Aktivbestand mit dem der Passiva zu vergleichen und zu entscheiden, ob die Liquidation zugelassen werden mußte. Die Sachlage ist jetzt eine andere geworden. Ich verhafte hiermit im Namen des Befehles die beiden Betrüger und bitte Sie, um einige handfeste Knechte, welchen ich die Bewachung meiner Gefangenen anvertrauen kann."

"Der Brief ist gefälscht!" rief Löwi.

Marie hatte den Brief dem Richter übergeben. "Die'r Einwurf ist haltlos," sagte der Richter gelassen. "Abgesehen davon, daß diese Handschrift unverkennbar die Ihrige ist, beweisen auch die Adresse und das Datum des Poststempels, daß eine Fälschung nicht vorliegen kann."

"So bleiben wir also die Eigentümer der Herrschaft Rheinfels?" fragte die Baronesse, welche mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gang der Verhandlung gefolgt war.

"Der Betrug dieser Herren hebt das U theil

des Gerichts auf," erwiderte der Richter. "Zur Wiederholung des Liquidationsverfahren finde ich keinen Anlaß, da ja nach diesem Briefe zu urtheilen, die Ansprüche des Herrn Löwi sich nur auf viermalhunderttausend Taler belaufen, während die Aktiva einen Betrag von zwei Millionen repräsentieren. Da man jedoch nicht wissen kann, ob auch diese Ansprüche des Hauptgläubigers gerechtfertigt sind, so rate ich Ihnen, den Ausgang des Prozesses gegen die beiden Betrüger abzuwarten, bevor sie eine Zahlung leisten. Und nun, meine Herren, vorwärts, das Blatt hat sich gewendet."

"Wenn Sie uns verhaften wollen, so verhaften Sie auch diese hier," erwiderte der Barwalter aus seinem Briten auffahrend, indem er auf Marie zeigte, welche den stürmischen Dank ihres Adoptivbruders bescheiden zurückwies. "Sie hat vermittelst falscher Schlüssel meinen Schrank geöffnet und sich dadurch eines Einbruchs schuldig —"

"Diese Dame ist meine Braut," unterbrach der Freiherr ihn, indem er seinen Arm um die Taille des Mädchens schlang, "ich hatte ihr Vollmacht gegeben, in meinem Namen nach Güt-dünken zu handeln."

"Genug!" sagte der Richter. "Verlieren wir keine Worte weiter."

Der Blick der Baronesse ruhte mit dem Ausdruck freundiger Ueberraschung auf den Zügen des Sohnes.

"Sagtest du die Wahrheit?" fragte sie, als die ungebetenen Gäste sich entfernt hatten.

"Glaubst du, ich wolle mit der Ruhe eines Herzens scherzen, welches mir so unendlich viel Liebe erwiesen hat? Aus der Hand dieses Mädchens habe ich das verloren geglaubte Vermögen und mein entehrtes Wappen zurückerhalten —"

"Ewald, mir bist du keinen Dank schuldig," flüsterte Marie, deren Wangen Purpurglut übergoß.

"Dank? Wer redet von Dank?" entgegnete der Freiherr, indem er das Mädchen an seine Brust zog. "Ich bin Egoist und nehme die Hand, welche dieses Geschenk mir gibt, dazu, durch sie erhält es doppeltten Wert."

Bermischtes.

Hausfrauen, Gasthüser, Hofels, Pen-sionen, sowie andere Anstalten werden gut tun, sich bei Bedarf von Weißbrot, Dennen oder fertigen Beilen, Bettwaren und Moreyen ver-trouensvoll an das leistungs-fähige Versandhaus

Max Berger in Dschenitz 291, Böhmerwald, das diese Waren nach allen Ländern exportiert, zu wenden. Diese Firma, der es möglich ist, durch direkten Einkauf gute Qualitäten preiswert zu liefern, kann mit Rücksicht auf ihre Reellität jedermann bestens empfohlen werden. Näheres im Inseratenteil.



Eine Erzählung von Emil Abt.

Im Wirtshause zum roten Ochsen in Wadegg ging es lustig her. Der rote Ochse war auf viele Stunden im Umkreise für alle Trinker und Spieler ein unwiderstehlicher Magnet. Es fanden sich da eine gute Regelsuhr, gutes Bier und echter Wein, also drei Vorzüge vereinigt, denen man schwer widersteht. Auch war der Wirt dafür bekannt, daß er einer Partie Zwicken oder Färbeln**) niemals aus dem Wege ging und für Freunde dieser verbotenen Unterhaltung immer ein Hinterzimmer bereit h'elt, wo der Herr Gendarm erst dann Einlaß fand, wenn's leer war. Die Bewohner Wadeggs schätzten diese vortrefflichen Eigenschaften ihres Wirtes um so höher, als die Mehrzahl unter ihnen für unverbesserliche Eäuser und Spieler galt, weshalb es auch im Dorfe wenig Bauern gab, denen noch alle Ziegel ihres Daches gehörten.

Um das moralische Niveau des Dorfes zu heben, hatte die Finanz-Verwaltung des Staates vor wenigen Jahren Wadegg mit einer Lottokollektur***) beglückt, in welche nun ihrerseits die Bäuerinnen, die bisher zum Kartenspielen nicht zugelassen wurden, ihre Eier- und Milch-Kreuzer trugen, in der sichern Erwartung durch einen ausgiebigen Terno†) allen Finanznöthen ihrer respektiven Ehegatten ein Ende zu machen. Allein auch Traumbüchern ist manchmal nicht zu trauen und die schönsten Nummern bleiben oft ungezogen. Seit dem Bestand der Kollektur gab es keinen Terno im Dorfe; und trotz alledem hegten die Weiber das größte Vertrauen zu dieser Einrichtung, die ihnen mühelos zu Geld verhelfen sollte, viel mehr als auf den Erfolg schwerer

Arbeit hinter dem Pfluge. Sie spielten daher auch ihrerseits tapfer drauf los. Diesem einträchtigen Zusammenwirken von Mann und Weib war es zu danken, daß es mit dem Wohlstand in Wadegg hübsch bergab ging und Gant*) und Exekution alltägliche Ereignisse wurden.

Nur der Ochsenwirt gedieh dabei, er ward mit jedem Tage fetter und reicher. Und nun hatte dieser Lump, wie ihn seine Zechbrüder wohlwollend nannten, das urverschämte

Glück, auf einer mageren Wiese hinter seinem Hause, die er in einen Acker umwandeln wollte, einen Schatz — einen wirklichen Schatz aus glänzenden Geldrollen zu finden.

Beim Umackern stieß sein Knecht mit der Pflugschare auf einen festen Gegenstand. Es war eine eisenbeschlagene Truhe, die beim Nachgraben sichtbar wurde; die Beschläge dick mit Rost überzogen, die Holzteile verfault und morsch. Der herbeigerufene Wirt schlug mit einer Hacke den Deckel herab und da zeigten sich als Inhalt oben auf verschimmelte Bücher mit Leberrückten und Papierpackete, welche in Fegen zerfielen, als man sie öffnen wollte. Unterhalb lagen, schön geordnet, kleine Leinensäcke, gefüllt mit Gold- und Silberstücken französischer Prägung.

Es war somit eine echte französische Kriegs-

*) Gerichtlicher Zwangsverkauf.



„Es gibt ja Gerechtigkeit auf der Welt“, schrie der 3 tte-Kaiser, und schlug mit der Faust auf den Tisch.

*) Springwurzeln, Kräutchen, Erdmännchen, ital. Mandragora ist der Gegenstand vielseitigen Aberglaubens.

***) Hazardspiele.

****) Ausrüstung für Lottosamt.

†) Höchster Gewinn im Lotto.

lasse, welche anno 1809 oder 1813 hier vergraben worden war.

Geschichten von vergrabenen Kriegskassen werden in allen Ländern erzählt, wo sich die Franzosen in den damaligen Kriegsläufte aufhielten, so auch im Gailthal. Allein, gefunden hatte noch Niemand eine.

Und nun mußte dieser Glückspilz, der reiche Ochsenwirt es sein, dem ein solch kostbarer Fund zu Teil wurde, während sie, die armen Teufel die schuldblos ins Elend geratenen Bauern, welche es viel nötiger hatten, leer ausgingen. So lautete nämlich der Ausdruck der allgemeinen Stimmung unter den Gemeinde-Genossen von Wadegg über dieses seltene Ereignis.

„Es giebt la Gerechtigkeit in der Welt,“ schrieb der Zettel-Kaspar, ein Bruder Lieberlich erster Sorte und schlug mit der Faust auf den Tisch, „mit dem Geld hätt' i mei Hub'n frei g'macht, den Hochwald vom Wassermüller in Grafendorf z'ruckelast und es wär' allweil no a schöns Stück übrig blieben fürs Königsteden*.“

„s muas wohl no mehr so Schäk' geben,“ bemerkte tiefsin- nig der Soldatenfrige, dessen rote Nase und blau melierter Teint auf unlöschbaren Durst schließen ließen, „wenn mer nur wüßt, wo sie liegen than.“ „Du brauchst di nur mit'n rechten Ohrwaschl am Boden z'legen und z'losen (horchen); wo's im Boden klingt, da is a Schäk, nachher grabst ihn außer,“ spottete der Mandl-Jacob.

So sprachen und schrien, lachten und fluchten wohl ein Duzend und mehr Bauern durcheinander, die Elite von Wadegg, sämtlich Besitzer arg verschuldeter Bauerngüter und ständige Gäste des Ochsenwirts. Heute waren sie es in dop- peltem Sinne, denn zur Feier seines Schaksun- des hatte der Wirt ein Freibier gegeben und olle Zechbrüder der Umgebung hierzu geladen. Die Kosten dieser seltenen Generosität würde er schon ein andermal hereinbringen, spekulierte der schlaue Gastgeber.

Eine Pause in diesem Höllelärm beruhte ein kleines, rothaariges Männchen, der Hüssel- hofstoni, um auch sich bemerkbar zu machen Mit trübender Stimme rief er über den Tisch hin, an dessen unterm Tisch er saß: „Zum Schäk finden g'hört a Springwurz'n, a Springwurz'n

muas mer hab'n. Da kann mer reich werden und andere reich mach'n.“

„Du wirst wen reich machen“, höhnte der Mandl-Jacob, „hast selber 's Geld grad so nötig als unser aner.“

„Freili hab' i's a nötig,“ erwiderte giftig der Kleine, „g'wiß is aber do, daß mei Großvater selig a Springwurz'n g'habt hat und daß ihm die Springwurz'n zum Hüsselhof verholfsen hat.“

Die Bauern schwieger. Es war eine allbe- kannte Tatsache im Dorfe, daß der Großvater Tonis, ein aus der Fremde zugereister armer Knecht, urplötzlich Besitzer des Hüsselhofes wurde, des schönsten und größten Bauerngutes in der Umgebung. Sein Enkel und Erbe, welcher so eben der besonderen Kraft der Springwurzel er- wähnte, hatte sich durch seine Prozeßsucht eine Unmasse von Schulden auf den schönen Besitz gehäuft und war nun redlich be- müht, seinen Kerger über die verlorenen Prozesse niederzu- trinken.



Im Winkel der Schankstube saß ein vagierender Schneidergeselle.

„Was is mit der Spring- wurzen, was is damit,“ schrieb der Zettelkaspar, „seid's still, daß der Fuchs reden kann.“

Schallendes Gelächter be- lohnte die zarte Anspielung auf des Hüsselhofbauers rote Haare. Dann schrien Alle zusammen: „Der Toni soll reden, Toni red'!“

Der Hüsselhofbauer, geschmei- chelt über die ihm zugewendete allgemeine Auf- merksamkeit, hustete zuerst, trank dann einen Schlud Bier, um sich anzufeuchten; dann begann er: „Was Springwurzel is, wollt's wissen? Dös will i entl' erzählen, wie's mir mei Großmuatta verzhält hat. Alser a Springwurz'a wachst un- tern Galgen, grad dorten, wo die Schweißtropfen hinfall'n, die der arme Sünder schwigt, bevors aus is. So a Springwurz'n sieht aus wie a Mandl ohne Händ mit an Kopf und zwa Füaß. Sie muas mit'n Mitternacht vor Johanni von an Sonntagskind aus'graben werd'n. Aus'n Boden reiß'n darfs aber la Mensch, denn der Schäk- geist in der Wurzen stößt an Schra aus, wenn er aus'n Boden muas, und wer den Schra hört, der muas im selbigen Augenblick sterb'n. Drum muas mer die Wurzen von an Tier, an Hund oder so was, außer reißen lass'n. Die Wurzen tragt mer dann im rechten Hosensack. Wenn wo a Schäk liegt und mer geht darüber, nachher springt die Wurz'n aus'n Sack. Dorten muas

*) Ein Regelspiel.

mer graben und kann den Schatz ausheb'n. So hat's mei Großvater g'macht, der an armer Knicht war und mit'n Geld, das er g'hebt hat, hat er den Hufelhof kast. So war's und so is!"

Da der Schluß auf Wahrheit beruhte, weshalb sollte nicht auch die ganze Geschichte wahr sein, dachten sich seine Zuhörer. In den Spinnstuben zur Winterszeit hatte schon jeder von ihnen irgend eine ähnliche Geschichte vom Schatzgraben und Schatzfinden gehört. So nahmen sie auch die Mitteilung Tonis gläubig entgegen.

Die allgemeine Stille, welche auch nach Schluß der Erzählung noch länger anhielt, bewies ihre intensive Wirkung auf die etwas benebelten Geister der Gesellschaft.

„Wo sollt mer a Springwurzn finden,“ meinte nach einer Weile der Zettelkaspar. „Wir ham ja kan Galgen am Land und hängen tuns jek' a nit so often. Da muas mer gar weit gehn, um an z'finden. Früher ham's es leichter g'habt, da is aner schon am Strick g'hängt, wenn er nur an Hasen g'stohlen hat, dös hab i no von mein Vatern g'hört.“

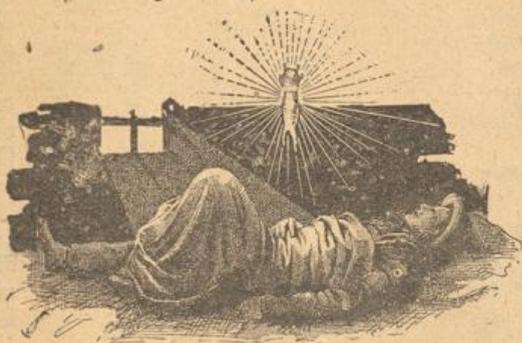
Mit der Miene schmerzlichen Bedauerns über die Abnahme der Gerechtigkeit in der Begerwart, stopfte der Kaspar sich dann seine Pfeife.

Die übrigen Bauern schienen seine Gefühle zu teilen; es fielen wohl noch einige Bemerkungen über die ungerechte Anmaßung der Städte, einen Galgen zu besitzen, allein die rechte Stimmung fehlte, die frühere laute Heiterkeit lehrte nicht wieder. Gedankenvoll und trübselig saßen sie bei ihren halbgeleerten Krügen. Jeder verarbeitete in sich die Möglichkeit, sich eine Springwurzel und damit einen Schatz zu verschaffen und als der Ochsenwirt erklärte, das Freibier sei ausgetrunken, entfernten sie sich ausnahmsweise, ohne auf das Bier noch einen Wein-Aufguss zu setzen.

Im äußersten Winkel der geräumigen Schenke saß ein vagierender Schneidergeselle vor einem Krüge Bier und laute an einem Brodstücke. Der Wirt hatte in einem Anfälle besonderer Großmut den in seinen zerrissenen Stiefeln und vielfach geflickten Kleidern elend aussehenden Wanderburschen, der an der Thür eine Gabe heischte, eingeladen, in die warme Stube

zu treten und ihm Bier und Brod reichen lassen.

Der Geselle hieß Florian Dreibein und war der Sohn eines armen Schneiders in einem schwäbischen Städtchen. Von seiner Mutter an einem Oftertage in die Welt gesetzt, entstand darob großes Entzücken bei den Eltern und der gesamten Verwandtschaft, ebensolk' armen Teufeln als das schneiderliche Ehepaar. Einem Sonntagekinde, obendrein einem Oftersonntagskinde konnte es nicht fehlen, war die unumstößliche Meinung der ganzen Sippe und alle Muthmen und Basen prophezeiten dem jammervoll schreienden Spröckling das unsinnigste Glück. Seither warteten die Eltern vertrauensvoll auf das Einschlagen jenes Glücksfalls, welcher ihnen und ihrem Jungen zu Gute kommen sollte. Der heranwachsende Florian konnte nichts Besseres tun, als das Beispiel seiner Eltern nachahmen und eben, als a'f das ihm bestimmte Glück zu warten. Deshalb lernte er wenig und arbeitete später als Lehrling und Geselle seines Vaters noch weniger, trotz der Prügel, mit denen der alte Schneider nicht sparsam war. So wurde er mit der Zeit ein miserabler Schneider und nach dem Tode seiner Eltern ein auf den Landstraßen des heiligen römischen Reiches umherziehender Fehdbruder. Kein Mei-



Die ganze Nacht wälzte sich Florian schlaflos auf seinem Nachtlager.

ster hielt den trägen Burschen lange aus, der sich schließlich nur mehr aufs Betteln und Vagabundieren verlegte. So war er auf seinen Kreuz- und Querzügen ins Saittal und vor das Wirtshaus zum roten Ochsen geraten und dort nicht wenig überrascht, als ihn der Wirt aufforderte, einzutreten und sich's gütlich zu tun.

Bisher war es ihm wohl häufig vorgekommen, daß man ihn, wenn er die Fede schuldig geblieben, aus den Wirtshäusern hinauswarf, — eine Einladung, einzutreten, war ihm bis nun nicht vorgekommen. Sollte dies am Ende gar einen Umschwung seines Schicksals, das Erscheinen des so lange erwarteten Glücksfalls bedeuten, fragte sich Florian während der Mahlzeit? —

Anteilslos hörte er den Gesprächen der Bauern zu, bis der Hufelhofstoni die Geschichte von der Springwurzel zu erzählen begann. Da horchte der Schneider mit beiden Ohren hoch auf, um ja keine Silbe zu verlieren; sein Herz begann

rascher zu schlagen, als er der seltsamen Märe lauschte. Das ging ihn ja direkt an, war er denn nicht ein Sonntagskind?

Als Toni geendet hatte, verfiel der Schneider in so tiefes Nachdenken, daß er sogar den ihm vorgestellten frischgefüllten Krug vergaß.

Die Glückssonne war für ihn aufgegangen, das war ihm klar! Ihr erster Strahl war das unerwartete Traktament, als nächster kam die Geschichte von der Springwurzel, die ihm extra an den Leib geschnitten erschien. Florian Dreibein war Fatalist, wie der beste Anhänger Mohammeds. Alles war für ihn vorherbestimmt und konnte nicht anders kommen, sein andauerndes Pech, wie er seine Faulheit nannte, wie jetzt das Glück! Das Auffinden der Springwurzel machte ihm am wenigsten Sorge, stand ihm doch die ganze Welt offen. Während seines Unglücks war er oft genug an Galgenhölzern vorbeigekommen, an denen ein armer Sünder gehangen, der zur letzten Reise ein häßliches Halsband erhalten hatte.

Hätte er dies früher gewußt —

Die ganze Nacht wälzte sich Florian schlaflos auf seinem Strohlager, das ihm der Wirt im Stalle angewiesen hatte. Es galt für ihn nunmehr die wichtige Frage zu entscheiden, wohin er zuerst seine Schritte lenken sollte. Die ihm nächste Stadt war Blach. Ob aber dort ein Galgen stand und ob sie gerade ihm zu Liebe dort Jemanden hängen würden, dessen war er nicht ganz sicher. Allein es war noch zeitlich im Frühjahr und bis zu Johanni blieben ihm noch vier Monate. Wenn er den Weg tüchtig zwischen die Füße nahm, konnte er bis dahin noch gar manche Stadt erreichen. Spitzbuben gab es, wie er am besten wußte, überall genug in deutschen Landen, irgendwo würde doch Einer seinen Tanz mit Meister Hämmerlein aufführen. —

Ohne Dank und Abschied machte er sich zeitig am folgenden Morgen auf die Beine. Ungeachtet des schlechten Weges durch Schneewasser und Rot war er noch nie so rasch vorwärts gekommen als heute.

Entgegen seiner sonst mehr morosen Gemütsstimmung spitzte er sogar seine Lippen und piff sich ein altes Lied, das er einst gehört:

Muß denn, muß i denn
Zum Städle naus!

Wie ein Frühlingsahnen zog's durch seine Seele und trieb ihn vorwärts auf der schlüpfrigen Chaussee. Auch das Fechten gelang ihm heute über die Maßen gut; so viele Kreuzer hatte er selten zusammen gebracht.

Um die Mittagstunde des nächsten Tages schon sah er die vergoldete Spitze des Villacher Turmes in der Ferne glänzen und eine Stunde später hatte er die letzte Anhöhe erreicht und sah das anmutige Städtchen vor sich liegen. Den Ranzen am Rücken, den Knotensock in der Hand, eilte er rüstig vorwärts einem Menschenstrom entgegen, der sich eben aus der Stadt wälzend, auf der Straße vorwärts trieb und dann gegen



Da flog aus einem Hause heulend ein Hund dem Schneider zwischen die Beine.

in etwa ein n Büchschenschuß seitwärts gelegenen Hügel sich h'inzog. Ueber der dort schon angesammelten Menge, die sich wie ein wogendes Meer hin und her schob, erhob sich die Spitze des Hügels bedeutend empor. Gegen Norden fiel sein Hang steil ab, gegen Süden vertiefte sich seine Ebene sanft in die umliegende Ebene. Die Spitze des Hügels zierte ein Pfahl mit dem charakteristischen Querholze — ein Galgen!

Die am Straßenrande gepflanzten Baumreihen hatten Florian bisher verhindert diesen blätterlosen Baum, das Ziel seiner Wünsche früher ins Auge zu fassen. Bei diesem unerwarteten Anblicke drängte sich alles Blut zu seinem Herzen, er wankte momentan wie ein Trunkener. So viel Glück hatte er nicht erwartet, das war zu viel auf einmal. Dem Sonntagskinde hastete sich das Glück förmlich an die Fersen. Was wollten aber all die Leute, die sich um den Hügel sammelten?

Ein Fleischerknecht, welcher mit einer Kuh am Stricke hinter ihm daher kam, befriedigte seine Neugierde.

„Es wird heut' a Mörder g'hängt, der dem Burgermeister sei Köchin umbracht hat. Da will halt Jeder an guaten Platz haben, wenn's los geht. Seit drei Tag'n sein schon alle Wirtshäuser in Villach bumboll mit fremde Leut'. 's is gar so selten, daß mer so was z'sehen kriagt.“

„So, so,“ erwiderte der Schneider, „i dant schön.“ Er rieb sich vor Vergnügen die Hände,

„Das kommt mit besser sein, wenn ich's mir be- stellt hätt'.“

Im selben Augenblick flog aus einem an der Straße liegenden Hause heulend ein Hund dem Schneider zwischen die Beine. Der Mann, welcher dem armen Tiere einen solch ausgiebigen Fußtritt gegeben, erschien einen Augenblick in der Türe: „Wart', du Hund, dich, du verdammtes! Wenn du noch amal wieder kumst, erschlag ich dich!“

Der Hund hätte den Schneider bald zu Falle gebracht und wälzte sich nun winselnd im Straßentot zu seinen Füßen.

„Auch das noch,“ flüsterte eine innere Stimme Florian zu. „Nun schickt Dir unser Herrgott zur Springwurzeln noch den Hund.“

Barmherzigkeit gegen Tiere, besonders gegen Hunde war bisher nicht die Besonderheit des Schneiders gewesen.

hatten zu oft gegen seine m'gern Wader geschneppst, wenn er Fuchters halber in einen Bauerhof getreten.

Nun aber brugte er sich mitleidig zum Hunde herab, einem abhienlichen struppigen Ratter, kraute ihn an Kopf und Rücken und reichte ihm sogar die letzte Brodtkrust, die er besaß. Der Hund erfaßte gierig die Bissen und wedelte mit dem Stummelschwanz. Der Freundschaftsbund zwischen beiden war hermit geschlossen.

Der Schneider band ihm eine Schnur um den Hals und zog ihn mit sich, als er einen Seitenpfad einschlug, der von der Hauptstraße links abzog. Der Pfad führte auf eine höher gelegene Terrasse, die sich oberhalb der Villacher Ebene ausbreitete. Dort hinauf stieg er, klieb am Rande stehen und da oben noch Schree lag, legte er seinen Tornister auf den Boden und setzte sich darauf. Der Hund lagerte sich daneben. Hier konnte er ruhig das gräuliche Schauspiel abwarten, das nun für ihn aufgeführt werden sollte. Galgenhügel, Galgen und Publikum hatte er vor sich.

Nicht lange sollte er warten. Die in solchen Fällen in damaliger Zeit übliche Prozession nähete sich. Zuerst eine Abteilung Militär, dann die Gerichtsleute und der Scharfrichter, endlich der

Delinquent auf einem Karren, neben sich einen Priester; zum Schluß wieder eine Abteilung Militär. — Vorn, seitwärts und hinten nach drängte sich eine Anzahl Neugieriger.

Bald war der Spektakel vorüber. Der Verurteilte zappelte nicht mehr, die Leute vertieften sich und auf dem wenige Minuten vorher noch lebhaften Platz wurde es leer.

Aus einer kurzen Pfeife, einem Nosenwärmer qualmend, saß Florian ruhig auf seinem Beobachtungsposten. Weiße Gefühle hatte er nie gekannt, weshalb ihn die oben stattgahbe Hinrichtung kalt ließ, aber mit dem Wissen der irdischen Gerechtigkeit war er noch nie so einverstanden gewesen, als heute. Wie gut war es doch, daß es noch strenge Richter im Lande gab und — Verbrecher, die gestraft werden mußten.



Die in damaliger Zeit übliche Prozession nähete sich.

Florian war kein Philosoph von Berni, allein das Mitleid mit dem Schicksal der Schöpferin wurde ihm heute klar. Er wartete geduldig noch länger, denn der Polizeidiener oder Gendarm, der die Leiche bis Sonnenuntergang bewachen sollte, stand noch auf seinem Posten. Doch diesen wurde es mit der Zeit unheimlich, oder er langweilte sich. Die Sonne war noch nicht gänzlich untergegangen, als dieser

Hüter des Geschehes seinen Posten verließ und sich in das nächste Straßennetzwerk verzog, welches ihm gestattete, aus den Fenstern den Galgen und seinen Inhaber zu erblicken.

Nun war nach der Ansicht des Schneiders seine Zeit gekommen. Er band den Hund an einen zunächst liegenden Strauch, stieg von seinem Aussichtspunkte herab auf die Straße und eilte in einem weiten Bogen um den Hügel, den er von der entgegengesetzten Seite erstieg. Oben angelangt, kroch er bis unter den Galgen und steckte in der Richtung der herabhängenden Fäße des Toten ein vorbereitetes zugeschnittenes Holzstück in den Boden. Dann kehrte er mit gleicher Beschleunigung vorsichtig auf seinen früheren Platz zurück.

Seine Absicht war erreicht, der Punkt, wo nach der Springwurzeln-Theorie des Puffelhof-toni dieses Zauberkraut wachsen mußte, war für

ihn kennbar, markiert. — Die frühere Gemütsbewegung war einem ruhigen Sicherheitsgefühl gewichen. Florian fühlte sich wie ein Spieler, der alle Trümpfe in der Hand hat, bis auf einen, den er aber sicher ist zu kaufen. Nun war alles in Ordnung, beobachtet hatte ihn Niemand; weit und breit war kein Mensch auf Feld und Straße zu sehen. Florian packte seinen Tornister auf den Rücken, zog den Hund an der Schnur mit sich und trat den Weg in die Stadt an, wo er bei Einbruch der Dunkelheit anlangte.

Eine gefällige Seele wies ihm die Schneiderherberge in einer engen schmutzigen Seitengasse, die zu der alten, längst geschlossenen Klosterkirche hinführte. Als Florian mit dem üblichen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus, ich grüße das Handwerk und bitte um Lager für die Nacht und Arbeit für die Zeit!“ in die Herberge trat, bot ihm

der Herbergsvater kein freundliches Willkommen. Beim ersten Blick erkannte dieser, daß der Unterkunft heischende Geselle ein sehr herabgekommenes, unbrauchbares Mitglied der ehrsamten Zunft von der Nadel sei, den man so bald als möglich los werden müsse, Florian kam jedoch nicht allein, hinter ihm drückte sich auch der schmutzige Hund ins Zimmer. Das stieß dem Faß den Boden aus!

„Hinaus mit dem Vieh, für den Hund giebt's lan Platz in der Herberg,“ schrie er den Gesellen an und öffnete die Türe, um den Hund mit einem Fußtritt hinauszutreiben.

Florian verlegte sich aufs Bitten. Er schilderte das ihm so ben zugelaufene Tier als seinen einzigen Freund, als das einzige Vermächtnis seiner vor Kurzem verstorbenen Mutter und erklärte sein herabgekommenes Aeußere als Folge einer eben überstandenen Krankheit. Er sprach so überzeugend und eindringlich, daß er sogar den hartgefotenen Herbergsvater rührte, den eine langjährige Praxis gegen derartige Lügen widerstandsfähig gemacht hatte.

Florian erhielt das Zugeständnis, den Hund bis morgen früh im Hause behalten zu dürfen.

„Morgen muß er aufi,“ war das letzte Wort des Herbergsvaters, als er dem Gesellen sein Nachtlager am Dachboden auf einem zerrissenen Strohsacke anwies.

Die Frühjahrstemperatur war nicht gelinde, der Wind pfliff durch alle Lücken des Daches,

die ihm zugeworfene Decke war dünn und säbend scheinig, so fror's den Schneider gottsjämmerlich in seinem Absteigquartier. Er schmiegte sich eng an seinen Hund, um sich zu erwärmen, doch war vom Schlafen nicht viel die Rede. Erst lange nach Mitternacht verfiel er in Folge der Müdigkeit in einen unruhigen Schlummer. Er träumte von einem großen irdenen Topfe, der mit Geldstücken gefüllt vor ihm stand; so oft er jedoch seine Hand danach ausstreckte, wich der Topf zurück; endlich gelang es ihm, den Henkel zu ergreifen, da — —

„Wirst aufsteh'n, Du Faulpelz! Entweder geh'st auf Arbeit oder scherst Dich weiter,“ schnauzte ihn der Herbergsvater an, „in der Stadt hammer lan Platz für solches Lumpengesindel!“

Rasch fuhr Florian in die Höhe; die Toilette machte ihm keine Schwierigkeiten, so folgte er gehorham dem voranschreitenden Wirte hinab ins Gastzimmer; dort erhielt er gegen Hinterlegung seines Wanderbuches auf Pump ein karges Frühstück und die Adresse eines Meisters, der Gesellen brauchte.

Grinsend sah ihm der Herbergsvater nach: „Der Master is wie g'schaffen für Di, Du Fachtbruder! Bin wirkli neugierig, ob er dort bleibt und wie lang ers aushalten wird.“

Der arme Florian ging ahnungslos einem herben Schicksal entgegen; diesmal hatte das Sonntagskind kein Glück.

Schneidermeister Lang, bei dem er einstecken sollte, war eine in der Stadt sehr bekannte, sehr verrufene Persönlichkeit, ein kleines, klapperdürres Männchen, schieläugig und glatzköpfig. Seine Gattin, die Frau Meisterin, übertraf ihn im Punkte der Schönheit noch um einen guten Teil. Doppelt so lang als er, eine stark gekrümmte Geiernase über den zahnlosen Mund, die spärlichen grauen Haare in einen unordlichen Knoten am Hinterkopfe zusammengedreht, den Blick eines Raubtieres. Ihrem Aussehen nach konnte sie in einem sehr nahen Verwandtschafts-Verhältnis zu des Teufels Großmutter stehen.

Mit übertriebener Liebenswürdigkeit kam das Paar dem Gesellen entgegen, der beim Anblicke der beiden Scheusale zusammenfuhr und am liebsten sofort davon gelaufen wäre. Allein wohin? In Billach gab's sonst kein Arbeits-Angebot,



Er steckte in der Richtung der herabhängenden Füße ein zugepflücktes Holzstück in den Boden.

hatte ihm
wüßte er a
So lieb
Jagrimm
ihm stellen
bis zum f
um die
Die W
welchen di
Gesellen
etwas abje
versproch
und an je
obendrein.
Das
achte sich
nehme die
beit an.“
Er gab
Handschlag
gelobte g
achtägige
dignu al
selle einzul
doch um
Meister
Meisterin
gehalten.
getrennt
seinen
Caro be
zu behalt
Bald
das schön
gegengent
über zu
geworden
Liedern
Zumut
Meisterin
Angeriff
weit lag
nieder, z
traf.
Es w
Jahr und
den die
ersten Za
gert genu
Nack ab
genug sei
zu nehm
sahen da
Hund nie
Flori

hatte ihm der Herbergsvater gesagt, in Villach mußte er aber der Springwurzel wegen bleiben. So blieb er denn und hörte mit verbissenem Ingrimm die kargen Bedingungen an, die sie ihm stellten. Arbeitsdauer vom frühen Morgen bis zum späten Abend, dafür einen Wochenlohn um die Hälfte geringer, als er ihn je erhalten.

Die Meisterin bemerkte den üblen Eindruck, welchen die Proposition ihres Mannes auf den Gesellen hervorgebracht. Um diesen Eindruck etwas abzuschwächen und ihn nicht zu verjagen, versprach sie ihm gute Kost fünfmal des Tages und an jedem Sonntage noch einen Krug Bier obendrein.

Das zog. — „In Villach muß ich bleiben,“ dachte sich Florian, „also, hol's der Teufel, ich nehme die Arbeit an.“

Er gab den Handschlag und gelobte gegen achttägige Kündigung als Geselle einzustehen, doch mußten Meister und Meisterin ihm gestatten, seinen getreuen Freund seinen Hund Caro bei sich zu behalten.

Bald wäre das schöne Engagement darüber zu nichte geworden. Das

liebenswürdige Ehepaar verlor ob dieser frechen Zumutung einen Augenblick die Fassung. Die Meisterin krallte bereits die Hände zum tätlichen Angriff und die solcher Reckheit gebührende Antwort lag ihr schon auf der Zunge, als ein mahrender, verständnisvoller Blick ihres Gatten sie traf.

Es war viel rückständige Arbeit da, denn seit Jahr und Tag hatten sie keinen Gesellen gefunden (die früheren waren regelmäßig nach den ersten Tagen wieder durchgebrannt), der verhungert genug gewesen wäre, bei ihnen auszuhalten. Rasch überlegte sie noch, daß der Lohn gering genug sei, um das Hundevieh mit in den Kauf zu nehmen. Bei der Verköstigung wollte sie schon dafür sorgen, daß der Geselle und der Hund nicht zu fett würden.

Florian Dreibein blieb also im Hause des

Meisters Lang hängen mit der löblichen Absicht, bis Johann zu arbeiten. Dieser Entschluß war indessen keine Kleinigkeit für den faulen und arbeitscheuen Burischen, der sich daran gewöhnt hatte, auf den Landstraßen herumzulungern und von der Mildtätigkeit der Bauern zu leben. Leicht wurde ihm die Durchführung seines Entschlusses auch nicht gemacht. So verschieden die Aeußerlichkeiten des Ehepaares waren, in so vollständiger Harmonie befanden sich ihre Seelen. Geiz und Habgier waren die edlen Triebfedern aller ihrer Handlungen, Zusammenscharen von Geld ihr einziger Lebenszweck, die Arbeitskraft ihres Gesellen bis auf den letzten Tropfen herauszupressen, ihr menschenfreundliches Bestreben!

So mußte der arme Schelm tagaus, tagein mit gekreuzten Beinen am Schneidertische hocken und die Nadel schwingen, daß ihm die Finger rauchten. Dabei setzte es bei jeder Gelegenheit Grobheiten und Scheltworte ohne Ende.

Und erst die Kost! Der Magen Florians war nicht verwöhnt, auch das Hungerleiden hatte er im Verlaufe seiner



Schneidermeister Lang war eine in der Stadt sehr berühmte Persönlichkeit und seine Gattin übertraf ihn im Punkte der Schönheit noch um einen guten Teil

Wanderjahre hinlänglich praktiziert. Allein was ihm hier in Villach seine Meisterin zumutete, was ihm hier als Nahrung geboten wurde, das gieng über das Bohnenlied. Morgens Sterz*, mittags Sterz und abends Sterz aus Mehl, so schwarz wie der Erdboden, geschmelzt mit einer Mischung altem Suppenfett und ranzigem Speck, zur Abwechslung Knödel (Klöße), so hart wie Kanonentugeln, Fleisch selten und dann von unsagbarem Geruche und nicht definirbarer Provenienz. Waren die Knödel auch noch so hart und schwer verdaulich, so waren es noch immer Knödel, eine melancholische Erinnerung an die heimallichen Knöpfle, und Fleisch blieb Fleisch, wenn's auch übel roch, allein über den Sterz kam er nicht hinweg; trotz allen Würgens brachte

*) Zu kleinen Brocken verriebener Brei aus geröstetem Buchweizenmehl und heißem Wasser.

er das geschmacklose Zeug nicht hinunter. An solchen Tagen hatte er Festtag und die Festtage waren dann Festtage für seinen Hund, der die ganze Portion Sturz empfing und in Folge dessen sogar Ferkel erzuzüchten begann. Der Meisterin durfte das Tier allerdings nie unter die Augen kommen, ohne einen Fußtritt zu empfangen, weshalb es sich tagsüber in dem für seinen Winkel des Hauses aufzuhalten pflegte.

Um sich den Lohn für die Zeit des Suchens zu ersparen, ging Florian nie ins Wirtshaus. Er ließ sich überhaupt selten auf der Straße sehen: nur jeden Sonntag machte er in Begleitung seines Hundes eine Promenade auf dem Galgenbüchel und überlegte sich von der Beschaffenheit des Bodens. Damit verband er stets eine Unterrichtsstunde für seinen Begleiter.

Er wählte hierzu in der an das Gailufer grenzenden Au einen abgelegenen freien Platz, wo er sicher vor Überraschung war. Dann band er den Stummelschwanz Carro's mit einem Bindfaden an einen herabhängenden Baumzweig, fuhr ihm mit einem mitgenommenen Wurfsäckel um die Nase und rief: „Schön hüt' en, Caro, schön hüt' en!“ Der Hund legte sich und hielt still. Darauf entfernte er sich einige Schritte und rief: „Caro hierher!“ worauf das Tier zu ihm eilte und dabei den Faden abriß. Zur Belohnung wurde es geliebkost und erhielt den Wurfsäckel. Von Sonntag zu Sonntag wurde der Bindfaden stärker, die Entfernung von Herr und Hund größer. Das gelährte Tier begriff die Absicht seines Instruktors und achtete später nicht der Schmerzen, welche ihm das Abreißen des sogar vielfach genommenen Fadens bereiten mußte. Nur ein mehr oder minder heftiges Geheul deutete seine inneren Gefühle an. Florian, immer gemüthlich und nur auf seine egoistischen Zwecke bedacht, ignorierte die Klagen seines Bützlings und lehrte stets in befriedigter Stimmung nach Hause zurück.

Der Anblick der Meistlerin riß ihn sofort aus seinen Zukunfts-Träumen und verfehlte ihn in eine stille Wat, welche ihn dann die Woche über nicht verließ. Leider war er ebenso wehlos diesem Weibe gegenüber, das seinen Magen in solcher empörender Weise mißhandelte, wie gegen seinen Meister, der ihn, den faulsten Schneidergesellen

im deutschen Reiche, zu flüchtiger Arbeit anhielt. Doch war ihm Lasterer lange nicht so zuwider. Soß er ihm gegenüber, die Madel in der Hand, so unterhielt sich seine Phantasie damit, die Mädchen aus 1101 Nacht nachzubilden. Er schwamm dann in Gold und Edelsteinen. Diese reizenden Bilder zukünftiger Freuden wuschelten ab mit Rücksicht. Er vermehrte denn sein Gehirn, alle möglichen Qualen zu erforschen, die er seiner Mißthäterin antun wollte, wenn er als reicher Mann, als Millionär sie in seiner Gewalt haben würde. Aber die Möglichkeit, dies jederzeit durchzuführen, kam er zwar nicht ins Klare, aber das schadete nichts, darüber setzte er sich hinweg.



Jeden Sonntag machte er in Begleitung seines Hundes eine Promenade auf dem Galgenbüchel.

Der letzte Rest des schon grau gewordenen Schnees schmelzte hinweg, die Wiesen bedeckten sich mit frischem Grün, kleine Büschel steckten ihre zarten Köpfe zwischen den Grashalmern empor, und hell leuchteten die gelben Sterne des Löwenzahns; der Frühling war eingezogen.

Der Schneider besaß kein Verständnis für die Poësie des Erwachens der Natur. Ihn interessierte der Zustand des Bodens am Galgenbüchel nur insofern, als mit dem ersten Grün auch die Blätter der Springwurzeln erscheinen mußten. Mit Genehmigung sah er daher, wie die Oberfläche des Hügels sich mit kräftigen Kautern bedeckte. Dort, wo er das Stäbchen in den Boden gesteckt, trieb ein besonders saftige Pflanze empor, welche in ihrer Pflanzform von allen ihm bekannten Gewächsen alwisch.

Florian folgte dem Wachstum dieses Krautes mit jener liebevollen Aufmerksamkeit, mit der ein Botaniker eine neu entdeckte Pflanze beobachten würde.

Die Tage folgten sich, das Gras wurde dichter und höher und näher kam der wichtige Tag St. Johanni!

Rechtzeitig hatte Florian die Arbeit gelündigt, um das Haus am Vortag von St. Johanni verlassen zu können; seinen Lohn hatte er erhalten, sogar ohne Abzug; einige bössartige Bemerkungen des Meisters hatte er mit stillschweigender Verachtung hingegenommen, und so stand er auf der Straße, seinen Hund neben sich.

Er hatte die Abwesenheit des Meisterpaares

benutzen müssen, um ungehindert fortzukommen, sonst wäre sein Abzug schwerlich ohne Hindernis geblieben. Schon im ersten Monate seiner Dienstzeit hatte seine keine Witterung für die Dinger ihn die Hölle gefunden, in welche der Meister alle großen und kleinen Stoffe (es waren auch recht große darunter) verschwinden ließ.

Von diesen Rissen hatte er sich successive Alles angeeignet, was ihm brauchbar schien und sich daraus eine, für seine Pelelänsse ganz passende Kleidung geschneidert. Diese Arbeit in stiller Nacht war die einzige, welche ihm Freude und Genugthuung bereitet; die Vorstellung die er sich dabei vom Jorne der beiden Geizdrachen machte, wenn sie den Abgang entdecken würden, legte sich dann wie lindernder Balsam auf seine wunde Seele.

Die nächsten Stunden des noch hellen Tages brachte er auf seinem Exerzierplatze zu. Der Hund, in froher Erwartung auf den langentbehrten Wurfzipsel, sprang lustig an ihm empor, lief bellend voraus und lehrte zu ihm zurück, als könne er die gewöhnliche Lektion kaum erwarten. Was mußte das arme Tier, daß ihm ein früher Tod so nahe bevorstand!

Endlich brach die Nacht herein. Florian köte Stunde um Stunde vom Willacher Kirchturm schlagen. Je näher Mitternacht heranrückte, desto aufgeregter wurde er. Furcht vor Ueberraschung bei seinem Werke und Furcht vor dem Werke selbst bemächtigten sich in gleichen Anteilen seiner Schneideseele. Sojar die Johannisfeuer, welche nach alter Sitte auf den Höhen rings um Willach brannten, waren ihm im Wege, als löane ihr Leuchten ihn verraten.

Es fehlte noch eine Viertelstunde an Mitternacht, als Florian klopfenden Herzens, Angstschweiß auf der Stirn und mit schlotternden Knien den Galgenbüchel hinausstoch. Eine solche Angst hatte er sein Lebtag nicht ausgestanden; ihm war's, als sollte er selbst gehängt werden. Oben angekommen, blickte er sich scheu um. Doch er war allein, die Nacht sternenhell; er konnte von seiner Höhe aus nirgends einen Menschen erblicken, auch in den Häusern an der Straße waren die Lichter erloschen.

Florian bückte sich und lockerte mit seinem Taschenmesser die Erde um die mittlerweise stattlich herangewachsene Pflanze und entfernte mit den Händen des Erdreich.

Damit ja keine Verwechslung, kein Irrtum

unterlief, grub er den Boden weiter im Umkreise auf; jedoch fand er nur dünne Grasschämmchen, nirgends stieß er auf stärkeres Kraut. So konnte kein Zweifel obwalten, er hatte die richtige Pflanze gefunden.

Die dicke Wurzel wurde nur bis zur Hälfte bloßgelegt; tiefer durfte er nicht mehr graben, das Weitere mußte sein Hand besorgen.

Vorsichtig stopfte er sich sofort die mit Baumwolle überzogene Wachstugel in die Ohren, damit er den Todeschrei des Schatzjämders nicht hören löane. Dann rief er: „Caro, Caro! Daher!“

Der Hund, welcher bis nun vergeblich auf die ihm zukommende Wurst gewartet hatte, kam schweißwedelnd heran und ließ sich ahnungslos eine starke Schnur an seinen Schwanz binden.

Das freie Ende derselben widelte Florian um die Wurzel und machte dort einen starken Knoten; dann zog er die Wurst aus der Tasche, fuhr

damit dem Hunde nach früherem Muster mehrmals um die Nase und befahl ihm leise: Schön hüten. Der brave Hund gehorchte und legte sich an den Boden.

Florian stieg nun langsam den Hügel hinunter. Einige Male blieb er stehen und sah zurück, allein die Distanz schien dem surchtsamen Kerl noch immer nicht groß genug. Endlich auf etliche hundert Schritte hielt er an. Er wollte rufen, allein die Angst schnürte ihm die Kehle zusammen, daß er keinen Ton herausbrachte. Sollte er an der Schwelle des Glückes Schiffbruch leiden?

Er raffte alle Energie, allen Mut, dessen er fähig war, zusammen, schloß die Augen, und — Caro! kam's weit vernehmlich von seinen Lippen.

Ein infernalisches Geknall, als ob alle Geister der Hölle losgelassen wäer, drang ihm trotz der Wachskugeln in die Ohren, er verlor die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, fühlte er die feuchte scharfe Zunge seines braven Hundes, der ihm Gesicht und Hände leckte. Er richtete sich auf. Verändert hatte sich nichts um ihn, noch immer umgab ihn dunkle Nacht, die Sterne funkelten und glöherten wie früher am Himmel, kein Laut unterbrach die Stille. Caro sprang an ihm empor, mit dem Stumpfschwanz webelnd, so weit dies möglich war, dabei riß er mit dem Schwanz einen dunklen Gegenstand hin und her.

Nun kam Florian erst zum Bewußtsein. Er



Dort, wo das Stäbchen in den Boden gesteckt, trieb eine besonders saftige Pflanze empor.

griff nach der Schnur, die er am Schwanz angebunden hatte. Die ausgerissene Wurzel, noch mit Erde bedeckt, hing daran. Florian schnitt sie ab und reinigte sie von den anhängenden Erdteilen. So eine merkwürdig aussehende Wurzel war ihm noch nie vor Augen gekommen. Am oberen Ende, wo die Krautblätter standen, mehr als daumensdick, lief sie weiter unten in zwei spitz zulaufende Enden aus. — Beim schwachen Sternenshimmer sah die weiße Wurzel aus wie ein menschliches Wesen mit Kopf und Füßen.

Er begriff nur nicht, warum der Hund lebendig geliebt, trotz des entsetzlichen Todeschreies des Schatzmännchens, dessen grauenhafter Ton ihm noch in den Ohren klang.

Um sicher zu gehen, stieg Florian noch einmal den Salgenbüchel hinauf und suchte den Boden noch einmal ab, allein auch diesmal fand er keine Wurzel, die der ausgerissenen an Länge und Stärke nur halbwegs gleich kam.

So war also die Springwurzel, der Talisman, welcher ihn zu Reichtum und Glück verhelfen sollte, in seinen Händen, die Prophezeiungen der Kindheit waren eingetroffen, dem Sonntagskinde war endlich sein Recht geworden!

Ihm schwindelte bei dem Gedanken an die Genüsse, welche ihm bevorstanden. Sorgfältig wuschte er die Wurzel ab, beschnitt die ihr anhaftenden Blätter und steckte sie in die rechte Hosentasche, welche er in Voraussicht auf seinen zu erwartenden Fund besonders tief und stark gemacht hatte.

Der brave Caro hatte noch immer seinen Lohn ausständig. Im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, sprang er bellend an seinem Herrn empor und schnüffelte an der Rocktasche, welche die ihm bestimmten Lederbissen enthielt, als ob er sagen wollte: „Nun gib mir die Würst, die ich verdiene!“ Verdient hatte das gute Tier mehr als eine Würst. Das Herausziehen der fest steckenden Wurzel hätte ihm beinahe seinen Stummelschwanz gelöst, und doch hatte er wacker ausgehalten. Das Geheul, welches der Schmerz dieser Anstrengung ihm entlockt hatte, zeugte von der Größe seiner Aufopferung.

Doch nun kam die gemeine Denkungsart des vagabundierenden Schneiders in ihrer ganzen Erbärmlichkeit zum Vorschein. Nur so lange er

seines Hundes bedurft hatte, dauerte die Freundschaft. Nun er sein Ziel erreicht, die Springwurzel in der Tasche hatte, war ihm das Tier lästig, ein unnützer Fresser!

„Marsch Bestie,“ und ein Tritt traf den nichts böses ahnenden Hund, der auf solchen Gesinnungswechsel nicht vorbereitet, um ihn herumprang. Nach Hundearbeit dankbar und anhänglich für die in letzten Monaten empfangene Nahrung nahm das Tier diese Mißhandlung nicht übel und kroch winselnd wieder an den Schneider heran. Den im Geiste schon in seinen Reichtümern schwelgenden Gefellen rührte dieses Zeichen treuer Anhänglichkeit gar nicht, er erwiderte es nur mit einem kräftigen Stechhieb über den Rücken des Hundes. Das Tier heulte auf und blieb liegen. —

Florian nahm von den Klageklängen seines ehemaligen Freundes ebensowenig Notiz, setzte seinen Hut ins Genick und ging fürbaß auf dem



Als er wieder zu sich kam, fühlte er die feuchte scharfe Zunge seines braven Hundes.

Florian nahm von den Klageklängen seines ehemaligen Freundes ebensowenig Notiz, setzte seinen Hut ins Genick und ging fürbaß auf dem Wege dahin, auf welchem er vier Monate zuvor nach Villach und zum Schneider Lang gekommen war.

Da er es vornehmlich auf Schätze abgesehen hatte, die während der Franzosentriege verborgen wurden, wählte er zuerst jene Gegenden zu Arbeitsfeldern, von denen er gehört hatte, daß dort Franzosen durchgezogen seien. Deshalb forschte er im Kanaktal; als er dort nichts fand, ging er den Gailfluß abwärts in's Rosental an der Drau, denn auch dort hatten Franzosen wiederholt gekämpft.

Trat er in ein Wirtshaus, so war seine erste Frage nach den Franzosen, ob sie sich in der Gegend länger aufgehalten, wo die Kommandanten im Quartier gelegen u. s. w. Meistens lachten die Leute den schwäbischen Wanderburschen aus, der so sonderbare Fragen stellte, manchmal erhielt er wirkliche Auskunft. Dann zog er auf den ihm bezeichneten Feldern kreuz und quer herum und wartete, ob ihm die Springwurzel nicht aus der Tasche hüpfen würde.

Allein die Springwurzel rührte sich nicht! —

Schon lange waren die wenigen Gulden verbraucht, die er sich in Villach durch ehrliche Arbeit verdient und das Fechten in Dörfern und Bauernhöfen hatte wieder begonnen. Florian sah genau so verkommen und elend aus, wie da-

mals, als er im roten Döfen eingetreten. Seine sanguinische zuversichtliche Stimmung war in düstere Melancholie umgeschlagen. Oft nahm er die schon etwas eingetrocknete Wurzel heraus und betrachtete sie misstrauischen Blickes. War das wirklich eine Springwurzel? oder hatte er einen Fehler begangen beim Ausgraben, da der Hund lebend geblieben? Was konnte die Ursache sein, daß die Wurzel nicht funktionierte? Er wußte keine Antwort darauf zu geben.

Bei diesem Wanderzuge war er nun bis ins untere Rosental nach Ferlach gekommen. Den Vormittag über war er auf den Aekern herumspaziert, wo anno 1809 heisse Gefechte stattgefunden hatten. Die Wurzel versagte wie gewöhnlich ihren Dienst und Florian saß um die Mittagstunde müde, trostlos und verzweifelt in dem Wirtshause an der Ueberfuhr, einen Krug sauren Steinbieres neben sich.

Da schritt ein junger Wanderbursch die Straße herauf, gut gekleidet, einen gefüllten Ranzen am Rücken.

„Grüß Gott Gesellschaft,“ rief er dem Schneider von der Straße aus zu, „hast a Platz neben Dir? Ich bin a Tischler und kumm übern Loibl von Laibach her, wo ich a Jahr gearbeitet hab“.

Knurrend wie ein im Fressen gestörter Hund, rückte der Schneider vor dem herangetretenen Kameraden zur Seite.

Dieser rief die Kellnerin und bestellte sich Bier und Esser. Der Schneider sah scheel auf den jung und kräftig aussehenden Menschen, trank seinen Bierrest aus und rüstete sich zum Gehen.

„Warum willst denn schon fort,“ fragte der Tischler.

„Hab' ka Geld zum Dasitzen,“ entgegnete mürrisch der Schneider.

„Macht nix, heut' zahl' i. Noch a Bier her“, schrie der Tischler dem Schätmädchen zu. Dieses rührte sich jedoch nicht; es mochte der Zahlungsfähigkeit der Gesellen nicht recht trauen. Der Tischler zog nun aus seinem Beutel zwei Silberzwanziger, die damals landläufige Münze, und warf sie auf den Tisch. „So, das werd'n wir verpuzen. Bringens meinem Kameraden was zum Essen.“

Sofort kam nun das Begehrte. Der Schneider, welcher sich schon seit Wochen nicht satt ge-

gessen, griff tapfer zu. Es dauerte nicht lange, bis er mit der ihm vorgelegten Riesenportion von Geselchtem reinen Tisch gemacht und dazu einen halben Brotlaib verschlungen hatte. Als er gesättigt war, ließ der Tisch er Wein bringen und nun tauschten beide Gesellen ihre Erfahrungen aus, die sie auf ihren Wanderschaften in Stadt und Land gemacht hatten.

„Warum gehst nit in d'Arbeit, wannst ka Geld hast,“ fragte der Tischler.

Florian bemäntelte zuerst sein Scheimnis, eigentlich seine Faulheit, mit allerhand Ausreden. Doch gar lange konnte er es nicht für sich behalten. Der ungewohnte Weingenuß machte ihn redselig und mitteilbar; bald offenbarte er dem

Tischler die Ursache, warum er nicht arbeite und das Scheimnis seiner Springwurzel.

Anfangs hörte ihm der Tischler zu, ohne eine Miene zu verziehen, endlich brach er in ein schallendes Gelächter aus.

„Na, die Bauern ham di schön z'm Narren g'halten,“ rief er, „da kannst verhungern, bis Du an Schatz findest.“

Beleidigt über die unerwartete Wirkung seiner Mitteilung zog Florian die Wurzel aus der Tasche und reichte sie dem Tischler. Dieser schaute sie neugierig an, drehte sie nach allen



Der Tischler nahm das Reibeisen in die linke, die Wurzel in die rechte Hand und rieb kräftig drauf los

Seiten und führte sie endlich zur Nase.

„Dös is also Dei Springwurzel,“ ein schelmisches Lächeln zuckte dabei um den Mund des hübschen Burschen. „I hätt's für was anders g'halten. Kellnerin,“ wandte er sich zu dem an der Tür stehenden Mädchen: „Wenn's a Reibeisen ham, bringen's es a bissel her.“

Die Kellnerin brachte das Reibeisen. Der Tischler nahm es in die linke, die Wurzel alsdann in die rechte Hand und bevor Florian es verhindern konnte, rieb er kräftig drauf los. Eigentümlich scharf riechende Fasern fielen unterhalb des Eisens auf den Tisch.

Der Tischler griff danach, roch daran und hielt dann das Geriebene auch Florian unter die Nase. „No i hab's ja g'wußt, mei Mutter is

nit umsonst a Kräutlerin am Naschmarkt; das is la Springwurzeln, sondern a Krennwurzeln!“ *)

Während dieses Vorganges saß der Schneider regungslos da und schaute wie hypnotisiert zu, als der Tischler sein Heiligtum zerbrach und zerrieb. Das Blut trat ihm aus den Wangen, verflößt und mit bebenden Lippen hörte er zu, wie der Tischler ihn schonungslos aufklärte.

*) Meeresküstlich.

Der bekannte Geruch stieg auch ihm in die Nase, gegen diesen Wahrheitsbeweis gab's keine Einwendung.

Mit einem Mal sprang Florian auf, stieß den Tisch so heftig zurück, daß er unfiel und rannte wie besessen gegen die Drau. — Ein Sprung, ein Plumpser und Florian war in dem reißenden Flusse verschwunden.

Armes Sonntagskind! —

Das goldene Spiel.

Eine Tiroler Geschichte von Franz Wichmann.

Wo aus dem düsteren, sagenumwobenen Paznauntal hervorschäumend die wilde Trisanna der munteren Rosanna in der flinken Arme springt, um dann, als Sanna mit dem Schwesterflusse vereint, durch das erweiterte Stanzertal dem breiten Inn zuzufließen, bietet sich dem Auge eins der gewaltigsten Naturbilder Tirols.

Vom grünspannenden, hohen Felsenkegel, der den Eingang des Tals wie eine trotzig Schildwache hütet, ragt das altersgraue Gemäuer des ruinenhaften Schlosses Wiesberg auf, hinter dem sich die schneebedeckten Gipfel der wilden Paznaunerberge coallescentartig ineinander schieben. Mit Schauer blickt der Reisende, der auf der Arlbergbahn über die 86 Meter hohe Eisenbrücke hinrollt, in die greusige Tiefe, wo zwischen tannendunklen Felsenänden der gischende Bergstrom perlend um bemooste Steinblöcke rauscht. Winzig wie ein Spielzeug nimmt sich unter diesem von zwei steinernen Riesenspeisern getragenen Viadukt die alte, gedeckte und vermoderte Holzbrücke aus, die tief im Talgrund auf schwachen Stützen den Fluß überspannt.

Vor Jahren, als nur ein mühsam an den Steilhängen auf- und abkletternder Saumpfad in das Paznauntal führte, ging über sie der einzige Weg, doch jetzt, seit dem neuen bequemen Straßenbau von Pians her, seit Post und Telegraph das weltentlegene Tal erschlossen haben, vertraut sich dem brüchigen Bauwerk nur noch selten ein Wanderer an. Ueber wohl hält er im Gasthaus „Zur Bruck“ einkehr, das sich nicht umgehen läßt und vor dem ein schwarzgelber Schlogbaum an den zu zahlenden Straßenzoll mahnt.

Das war auch bei dem Fremden der Fall,

der an einem sonnigen Spätnachmittag im Herbst den schmalen Fußweg vom Steighof herunterkam und in das walddunkle Tal eintreten wollte. Nachdem er eine Weile gewartet, ohne daß sich am Fenster Jemand zeigte und die Schranke öffnete, verlor er die Geduld und entschloß sich, das Wirtshaus zu betreten, aus dem frohe Stimmen, Gläserklirren und Jauchzen über die Straße tönten. Vielleicht ließ sich gerade da, wo der Wein die Zungen gelöst hatte, sein Ziel am leichtesten erreichen.

Im Hausgang stieß er auf den Wirt, der einen schweren Weintrug schleppte.

„Entschuldigen's, daß i Jhna hab warten lassen mit dem Zoll, aber wissen's, der Sigelshauer feiert heut' da herin mit Freunden und Bekannten seine Hochzeit und da hab'n ma alle Händ voll zu schaffen.“

„So wird's wohl für mich kein Plätzchen mehr geben?“

„Wohl, wohl, gengen's nur eina — neben dem Hammerl Toisel is schon no a Stuhl frei.“

Der Eintritt des Fremden, dessen Gruß man freundlich erwiderte, erregte zu dieser Jahreszeit, in der Touristen sich nur noch spärlich einstellten, allgemeine Aufmerksamkeit.

Die Hochzeitsgesellschaft, die schon seit dem Vormittag beim Essen saß und eben bei Rüdela mit eingemachtem Kalbfleisch angekommen war, begann zu flüstern und verwundert herüber zu sehen.

„Laßt Euch nicht stören, Leute,“ sprach der Anlömmling, seinen braunen Vollbart glatt streichend und bestellte Wein und Schinken.

„Kommt's wohl von der Parseierspitz oder vom Tirol, Herr?“ fragte ein schmucker, doch

etwas schwermütig dreinschauender Bursche am anderen Ende der Tafel.

„Nein, nein, bin kein solcher Gipfelstürmer, wie die meisten Stadtherren. Was ich suche, find' ich schon drunten, das heißt, wenn's gelingt.“

Die Bauern horchten erstaunt und ein wenig mißtrauisch auf. Außer den Bergen und den schönen Ausichten pfliegten doch sonst die Fremden nichts bei ihnen zu suchen.

„Seid's gwiß ein Ostudierter?“ wagte ein rothaariges Dirndl zu fragen, das dem vorigen Sprecher gegenüber saß.

„Ich bin der Professor Anton Bergner von Würzburg.“

„Jessa, an Professor seid's? Aber da müßt's gelehrt sein!“

Der Fremde, der sich eben mit seinem Schinlen zu tun machte, lächelt:

„Auser Einer weiß wohl Manches, aber doch nicht alles, was Ihr wißt — und darum bin ich gerade hierher gekommen!“

Die Gesellschaft verstummte und der Eine blickte fragend den Andern an. War er ein Narr oder wollte er sie verispotten? Doch der seltsame Fremde unterbrach das Schweigen, indem er sich zu seinem Nachbar wandte:

„Ihr Loisl, werdet zum Beispiel etwas von dem alten Schlosse Wiesberg hier wissen?“

Der so plötzlich angeredete Schafhirt, der als bewährter Knüdel-Eßer eben den ersten im Maul, den zweiten auf der Label und den dritten auf dem Teller im Auge hätte, hörte vor Schrecken zu kauen auf und starrte den Sprecher betroffen an.

„Woher wißt's denn Du, wie i heiß'?“

„Tu siehst, daß ich Deinen Namen kenne, Alvis Hammer,“ scherzte der Professor, ohne den Bewundernden aufzuklären, „wir Gelehrten wissen eben gar viel.“

Der Schafhirt rückte ängstlich seinen Stuhl zur Seite; es wurde ihm unheimlich in der Nähe des Fremden und nicht einmal die Knüdel wollten ihm mehr schmecken.

„Aber über dieses Wiesberg wüßte ich gern etwas von Dir —“ fuhr der Professor fort.

„O mei, dees war halt alleweil a Oßloß,“ stotterte der Loisl.

„Wohl, wohl, aber ich meine, was sich die Leute davon erzählen —“

Der Schafhirt riß Mund und Augen auf und verstummte.

„Ja, den müßt's nit fragen, Herr,“ rief lachend der junge Sigelshauer über den Tisch, „der is halt an Quadratscher und dö werd'n ihr Lebtag net gscheid. Wißt's, unser Herigott hat amal d'm heiligen Petrus auf seine Bitt' verlobt, auch Menschen schaffen zu dürfen. Wie's dem aber schlecht gelungen is und er im Zorn sein' selbfigemachten Menschen hat wieder umbrunga wollen, da hat's der Herr verboten und gmeint, er soll ihn nur leben lassen, für Quadratsch sei er ch no guat gnuag.“

Ein lärmendes Gelächter folgte den Worten, das sich über der Schafhirt, der den Spott über sein ärmliches hoch unter den Abstärzen der Parfiesgrappe gelegenes Heimtsdorf von jeher

g'wohnt war, wenig ansechten ließ. Vielmehr beobachtete er eifrig den Fremden, der schnell etwas in sein Notizbuch stenographierte.

„Wenn also Ihr mehr davon wißt,“ nahm der Professor wieder das Wort, „so sagt Ihr mir vielleicht, was es mit dem Schosze ist, der unter dem Schlosse vergraben sein soll.“

Jetzt spitzten alle die Ohren und zunächst wollte keiner mit der Sprache herank.

— „Ja so, dees Ospiel mein't's?“ äußerte endlich der Sigelshauer.

„Das goldene Kegelspiel,“ fügte die Braut hinzu.

Des O's war gebrochen, doch nicht so, wie der Fremde es erwartet hatte. Denn jetzt sprachen alle hastig durcheinander:

„O mei, dees is nix wie a alte Sagen.“

„Sell glaubt ma heutigen Tags nimmer.“

„Mag sein,“ warf der Fremde ein, „aber es wäre doch interessant, etwas Genaueres darüber zu wissen.“

„Ja, da woß koaner nix Owißes mehr.“

„Hat schon manch'r gesucht und nix gefunden.“

„Dees is a gar a schwere Kunst,“ meinte nachdenklich der Stülhofbauer, dessen kleine graue Augen bei dem Gedanken habgierig funkelten.



Das goldene Kegelspiel.

„Schätze kann man auch in unserer Zeit noch heben,“ meinte der Professor, „man muß es nur verstehen.“

„Ja, freilich verstehen muß ma's,“ nickte der Gfällhofer.

„Nach, wann Du's verständigst, hätt'st'n längst gehoben“, rief der Eder Martl von Tobadill, der zuerst das Wort an den Fremden gerichtet hatte.

Der Bauer warf dem Burschen einen giftigen Blick zu.

„Leichter ist's freilich, a schöne Dirn mögen und ihr Geld dazu! Geht ober nit immer grad nach Wunsch und haben andere auch ein Wörtl mizureden.“

Der Martl verbiß den Grimm, mit dem ihn die höhnischen Worte erfüllten und suchte Trost in Monika's Augen, die ihm einst hell gelacht, aber jetzt, trotz des frohen Festes trüb und thränenfeucht schienen.

Dem Professor entging es nicht, daß auch die Anderen keineswegs freundliche Blicke auf den Gfällhofer warfen und durch den Mißerfolg seiner Erkundigungen entmutigt, beschloß er, da die Unterhaltung plötzlich eine ganz andere Wendung nahm, einstweilen nicht weiter zu fragen.

Uebrigens wurde eben der Schweinsbraten aufgetragen und zugleich nahm die Kellnerin der Sitte gemäß der Braut den Jungfernkranz ab, um ihn dem Bräutigam auf den Hut zu setzen. Das war das Zeichen für die Kranzjungfrauen, auch ihre Kränze den Burschen zu geben, die ihnen unter den Anwesenden die Liebsten waren.

Einen Augenblick schien die schöne Monika zu zögern, wem sie den ihren reichen sollte, da aber der Gfällhofer grade nach der anderen Seite sah, streckte sie ihn schnell dem Martl über den Tisch hin. Der griff mit einem innig dankbaren, wenn auch schmerzlichen Blicke danach, doch gleichzeitig drehte sich der Bauer herum und seine niedere Stirn legte sich in zornige Falten.

„Nimm ihn zum Gruß, weil d'glücklich wieder heim kommen bist vom Militari,“ sagte das Mädchen rasch wie zur Entschuldigung.

Aber der Gfällhofer ließ sich nicht täuschen.

„Is dees Sitte und Brauch, Monika, daß ane Dirn, die zum letzten Mal aufboten is in der Kirch, ihren Kranz nit für den verlobten Bräutigam spart und ihn einem fremden Burschen giebt!“

„Wann der Bräutigam fehlt, muß ihn eben an anderer haben, selm kann i meinen Kranz nit b'halten — und der Martl is mir nit fremd,“ entgegnete trotzig das Mädchen.

„Still bist,“ knirschte der Bauer, „weist

wohl, daß der Steighofer versprochen hat, no zu kommen.“

Monika schürzte höhnisch die Lippen.

„Freilich, wann aner krumme Hazen hat und hintk, braucht er Zeit für die Weg!“

„Freche Dirn,“ fuhr der Gfällhofer auf, „weil er a rechter Mann is, der auf Haus und Hof hält und dem die Arbeit übers Vergnügen geht, darum is er no nit hier. Jetzt aber grad geh'n i ummischaugn und ihn holen!“

Der Schweinsbraten mit Kraut war verzehrt und wie üblich trat nach diesem Hauptgang eine Pause ein, die der Gfällhofer froh war, benutzen zu können. Entging es ihm doch nicht, daß die meisten der Anwesenden mit teilnehmenden und mitleidigen Blicken auf seine Mündel und den jungen, stattlichen, eben von den Kaiserjägern aus Trient zurückgekehrten Martl sahen, und allein fühlte er sich unter den Gästen nicht behaglich.

Doch während sich alle von der Tafel erhoben, gelang es ihm nicht, so unbemerkt, als er gewünscht, davon zu schleichen. Noch schneller hatte der Eder Martl das Zimmer verlassen und auf den steinernen Stufen des Ausgangs stellte er sich dem Bauern breit in den Weg.

„Dös vergiß i Dir nit, Gfällhofer,“ rief er mit drohend geballter Faust, „daß 'd die Monika schändlich belogen und betrogen hast!“

„Was willst, laß mi aus, i hab' mit Dir nit zu schaffen!“

„Aber i mit Dir, weil Du dem Madl vorgmacht hast, daß i nit mehr von ihr wissen will und an anderen Schatz hab'. Meine Brief, die i ihr geschrieben, hast unterschlagen, Du Lump, und zu der Letzt hast das arme Ding, weil's Dir Dank und Gehorsam zu schulden glaubt, dahin bracht, daß 's Deinem alten, geizigen Spezi, dem Steighofer, d'zweite Frau machet. Und als i, der i von allem nit g'wußt hab, heut heimkomm, muß i's in der Kirchen hören, wie's zum dritten Mal mit dem hinketen Geiztragen aufboten wird. Zahln wie der Steighofer könnt i Dir freilich die Braut nit, aber wann i aa arm bin, die Monika hat mi alleweil gern gseh'n und mi zum Mann gmöcht. Grad a Schand is's, wie Du an uns gehandelt, aber die Straf wird Di treffen, Di und Dein schwartzigen Steighofer!“

Er unterbrach seine heftigen Worte, da eben vor dem Hause ein Lärm entstand und auch die übrigen Gäste sich näherten. Der Gfällhofer benutzte die Gelegenheit, um der Brücke zuzueilen, über der hoch am jenseitigen Ufer der Steighof lag und Martl ließ ihn entschlüpfen, um Monika zu suchen, die er unter der übrigen Gesellschaft nicht erblickte. Allein der Wort-

wechsel vor dem Hause, der auch seine Neugier erregte, zog ihn zunächst dorthin.

In dem Gastzimmer war nur der Professor mit der schönen Monika zurückgeblieben und da er sah, wie das Mädchen sich leise schluchzend in eine Ecke setzte, trat er teilnehmend auf sie zu und sagte:

„Dirndl, den Kopf in die Höh. Wer wird bei einem so frohen Feste so traurig sein!“

„Die heut getraut sind, können wohl juchzen. Aber mir is nit zum Lachen, wann i an mei Hochzeit denk!“

„Wird doch so bald noch nicht sein?“

„Am nächsten Sonntag schon.“

„So zwingt man Dich, einen Ungeliebten zu nehmen?“

Das Mädchen richtete die braunen Augen auf den Frager und schien Vertrauen zu fassen. Offenherzig erklärte sie, wie der selbstsüchtige Vormund sie belogen, um sie, die ein schönes Stück Geld von den frühverstorbenen Eltern her besaß, zur Verlobung mit dem habgierigen, schon lange verwitweten Steighofbauern zu bewegen.

„Das darf nicht geschehen,“ sprach der Professor bestimmt, „Du und der Martl, ihr dürft Euch nicht für Euer ganzes Leben unglücklich machen!“

„Wohl, wohl, das sagen alle im Thal, aber jetzt is's gsehlt und zu spät, nachdem wir a mal auf der Kanzel verlesen sind. Ja — wenn's einen Tag später wär' —“

„Am Tage nach der Hochzeit, sagtest Du, würdest Du mündig werden?“

Monika Waldner nickte.

„Aber was nützt denn das?“

„Sehr viel. Die Hochzeit muß eben an dem bestimmten Tage verhindert werden — und an nächsten kannst Du selbst frei über deine Hand verfügen.“

„Unmöglich, wie könnt' ich das machen, ohne zu trotzen oder davon zu laufen. Und Gehorsam schuld ich dem Vormund ja —“

„So meine ich's auch nicht. Der unbarmherzige Vormund selber muß die Verzögerung herbeiführen.“

Das Mädchen blickte ihn zweifelnd an und wußte nicht, was es denken sollte; aber seinem

wohlwollenden Gesicht nach schien es der Fremde doch ehrlich zu meinen.

„Dazu brauchte es schwarzer Künste und höllischen Zaubers,“ meinte sie nach einer Pause.

„Wer weiß. Laß mich nur machen, mir äßt schon noch etwas ein.“

Monika faßte neue Hoffnung, ihr Glaube wuchs:

„Freilich, wenn man's versteht, Schätze zu heben — wie Ihr —“

„Wer sagt das?“

„Nun, alle — und besonders mein Vormund glauben's halt. Zu was hättet Ihr sonst nach dem goldenen Spiel gefragt.“

„Allerdings, wenn Du mir darüber was sagen könntest —“

„Ich weiß schon, wie es damit ist, und noch viel andere alte Geschichten und Sagen kenn' i von unserem Thal.“

„Wirklich?“ Die Augen des Professors erweiterten sich leuchtend.

„O ja, i könnt Euch viel erzählen —“

„Ich bitt' Dich darum und fang mit dem Schlosse und dem goldenen Spiele an, ehe die Anderen uns stören.“

Aber das Mädchen verstummte plötzlich.

„Nun, warum redest Du nicht?“ drängte der Neugierige.

„O mei — das is wie mit dem Schatz, den kann ma nur heb'n, wann er blüht. Und erzähl'n kann ma nur, wenn's einem recht um's Herz is da-

nach — jetzt aber fallt mir niz, rein gar niz ein, weil Ihr mi fragt, Herr. Mit a Wörtl könnt' i red'n, als hätt' i an eisern Schloß vor'm Mund.“

Etwas ärgerlich wandte der Professor sich ab:

„Nun denn, ein ander Mal, Dirndl, wenn Du die rechte Stimmung hast.“

„Bleiben der Herr noch länger hier?“ wagte Monika etwas verschüchtert zu fragen.

„Jedenfalls bis zum Sonntag, an dem Dein Geschick sich entscheidet —“

„O, Herr, wann Ihr dees mögli machen könnt', daß i den Martl zum Mann krieget, nacha waar i se glücklich, daß i Euch den ganzen Tag Alles verzählen könnt', was i wüßt —“

„Soll ein Wort sein, Monika,“ lachte der



Monika hatte sich leise schluchzend in eine Ecke gesetzt.

Gelehrte, dem Mädchen, das bittend und hoffend zugleich zu ihm aufsah, die Hand reichend.

Errötend zog sie die ihre zurück und schaute nach der Straße.

„Aber was giebt es denn da?“

Der Professor, der gleichfalls den Lärm hörte, öffnete das Fenster.

„Eine alte Zigeunerin, scheint es, die in's Tal hinein will. Sie streitet mit dem Wirt, möchte den Zoll passieren ohne Geld.“

„Die Arme, man muß ihr helfen!“ Sie wollte hinauslaufen, prallte aber auf der Schwelle zurück.

„Jessas, der Vormund mit meinem — mit dem Steighofer!“

Doch die Genannten traten nicht sogleich ein, sondern blieben bei den übrigen Gästen, die sich um die schreiende und jammernde Zigeunerin drängten, stehen.

„Da, nehmen Sie, Herr Wirt, ich zahle den Zoll für die Frau,“ rief der Professor zum Fenster hinaus.

Die gaffenden Bauern starrten den Fremden verwundert an; daran hatte Niemand von ihnen gedacht. Vor dem Fenster aber reckte sich ein braunes Gesicht empor und knochige Finger umspannten die Hand des Professors.

Tausend Dank, lieber, schöner Herr! Laßt mir die Hand, ich les' Euch die Zukunft darin,“ sagte die Zigeunerin.

„Laßt mir die Hand, ich les' Euch die Zukunft darin, kann's Euch nicht anders vergelten.“

Halb widerwillig, halb belustigt, ließ Bergner seine Hand dem Weibe, das sorgsam alle Linien derselben betrachtete.

„In nächster Zeit werdet Ihr einen kostbaren Schatz heben, Herr, den vor Euch noch Niemand hat finden können.“

Lachend befreite der Professor seine Hand aus den Fingern der Wahrsagerin.

„Ich danl' Euch, Alte, werden bald sehen, ob Ihr Recht habt.“

Noch immer ihren Dank betauernd, trollte die Zigeunerin durch die geöffnete Schranke davon,

die Hochzeitsgäste aber standen in flüsternden Gruppen beisammen und der Professor merkte wohl, daß sie sich angelegentlich mit seiner Person beschäftigten. Hinter den Fenstervorhang zurücktretend, hört er deutlich, wie der Schälbauer mit gierig blinzelnden Augen auf den Steighofer einsprach:

„Hab i Dir's nit gsagt, dös war der Recht, der bracht's ferti, den Schatz, wo schon so viele umafunst g'jucht, zu heb'a!“

„Kannst Recht hab'n, Kaver,“ meinte der Andere, „man sollt halt s'hauen, d.ß man die Kunst erführ' —“

„Aber wie? Der wird so dumm nit sein, uns den Zauber zu ver-raten. So aner is schlauer als wir.“

„Frei will, man müßt's mit List anfangen. —“

Ein blyartiges Lachen flog über des Professors Gesicht, als er sich schnell zu Monika, die neben dem großen, grauen Kachelofen stand, umwandte:

„Dirndl, mir ist ein guter Gedanke gekommen. Ich mein', Du brauchst am nächsten Sonntag Deine Hochzeit noch nicht zu halten.“

„Wahrhafti, Herr, ist's Euer Ernst?“

„Gewiß, nur müßt Du mir versprechen, davon zu schweigen und auf Alles einzugehen, was der Vormund von Dir verlangt.“

„Gern, Alles, was Ihr wollt, Herr, aber dem Martl darf i's doch sag'n?“

„Dem schon, nur darf er sich nichts merken lassen.“

Ein jäher Widerschein der Freude rötete des Mädchens bisher so blosses Gesicht, doch ehe sie weiter fragen konnte, öffnete sich die Thür und die Gäste lehrten an die verlassere Tafel zurück. Auch Martl, den die rasche Rückkunft des Schälbauern mit dem Steighofer verhindert hatte, Monika früher aufzusuchen, trat mit ihnen ein.

Während man sich drängte, seine Plätze wieder einzunehmen, gelang es dem Mädchen, den



Geliebte
schnell
schien
dankbar
De
hin
lobten
und
Monik
mung
E
mach
„seit
selt
Sonnt
werdet
De
und
stößen
es
dem
J
eingef
vor
erzähl
es
da
dill
g'leum
an
komme
die
Ston
auf
Nieder
Als
ten,
das
sagen
werf
der
geh
die
hief
er
Re
Da
mit
do
der
sie
br
er
E
sich

Seliebten mit einem Blick auf den Professor schnell ein paar Worte zuzuflüstern. Der Burtsche schien zu begreifen und nickte erfreut und mit dankbarem Lächeln dem Fremden zu.

Da jetzt der schmutzige, grauhaarige und leicht hinkende Steighofer den Sitz neben seiner Verlobten beanspruchte, wurden die Plätze verrückt und Bergner kam unmittelbar neben die schöne Monika zu sitzen, die sich plötzlich in bester Stimmung zu befinden schien.

„Schau nur, wie die Lieb' dö's Dirndl narret macht,“ bemerkte der Gfällhofer zu seinem Freunde, „seit Du kommen bist, is's grad wie ausgewechselt und kaum derwarten kann's den nächsten Sonntag, wo Ihr ein Paar werdet.“

Der Steighofer nickte und wolte mit Monika anstoßen. Die aber bemerkte es nicht und wandte sich zu dem Professor:

„Jetzt, Herr, is mir's eingfallen, was Ihr mi zuvor gfragt habt's und gern erzähl ich's Euch. Seht, es is schon lang, lang her, da hatte einmal ein Tobadiller Bauernbub Reifsig g'sammelt und war bis nahe an das Wiesberger Schloß kommen. Da sah er durch die Bäume des Waldes mit Staunen eine Kegelbahn, auf der mehrere schwarzgekleidete Herren schießten. Als sie den Buben erblickten, bedeuteten sie ihm stumm, daß er ihnen die Kegel aufsetzen und die Kugel zurückwerfen möge. Der Bub, der die Fremden für Herren von Lande hielt, gehorchte. Bald aber kamen ihm die Spieler, die sich nur flüsternd in einer Sprache unterhielten, die er nicht kannte, sonderbar vor und er bat um seinen Lohn. Die Herren hießen ihn, Kegel und Kugeln als Bezahlung mitzunehmen. Da stieß der Bub die für ihn wertlofen Kegel mit dem Fuße fort, schalt und fluchte ärgerlich, daß man ihn zum Narren gehabt und nur eine der kleinen hübschen Kugeln steckte er ein, um sie seinem Schwessterlein als Spielzeug heimzubringen. Als er aber eben den Wald wieder erreicht hatte, da hörte er plötzlich hinter sich im Schlosse laut und schmerzlich weinen und wie er sich umsah, waren Kegelbahn und Spieler spur-

los verschwunden. Nur die verschmähnten Kegel sah er noch, glänzend wie rotes Gold, in der sich öffnenden Erde versinken. Zugleich aber zog ihn ein schweres Gewicht fast an den Boden und wie er nach der Kugel in seinem Bündel griff, fand er, daß sie eitel Gold geworden. Seit jener Stunde soll das goldene Spiel noch unter dem Schlosse Wiesberg vergraben liegen, aber gesehen hat seither Niemand mehr den Schatz.

Auf die Hand des Professors, die während Monikas Erzählung eifrig geschrieben, legte sich plötzlich eine andere:

„Sie, Herr, dees wann's habt wissen wollen, dees hätt i Euch aa sag'n lönnn.“



„Da sah er mit Staunen eine Kegelbahn, auf der mehrere schwarzgekleidete Herren schießten“

Der Angeredete blickte bei der rauhen Stimme des Schafhirten lächelnd auf.

„Ja, das hab' ich wissen wollen, mein lieber Poisl, aber jetzt kommt mir Deine Weisheit zu spät.“

„Sich'ft es,“ raunte der Quadratscher seinem Nachbar zu, „jetzt, seit er All's weiß von dem Schatz, is er zufrieden. Und schau nur die Hazen, wo er in sei Büchel eintragt, nit amal a christliche Schrift is's, lauter geheime Zeichen und Zaubersprüch, die loan ehlicher Mensch nit lesen kann!“

Was er sich sonst im Geheimen noch dachte, verschwie er. Denn das stand fest bei ihm, ein Fremder sollte den Schatz, nach dem er selbst

schon seit Jahren gesucht, nicht aus dem Lande tragen. Dafür war er, der Loisl von Quadratsch da — und er wollte schon aufspassen!

Nichts ahnend von dem heimlichen Nebenbuhler lauschte Professor Bergner mit Vergnügen den übermütigen Schnadahüpferln, die einzelne der Gäste anstimmten. Der junge Sigelshauer, der eben zur Zither griff, sang:

Zitherschlag'n, Zitherschlag'n,
Is a scheans Spiel.
's Dirndl hat Sait'n
Woß da Teuf'l wie viel!"

Und munter erwiderte auf der Stelle die schelmische junge Frau:

Oft schlägt der Bua d'Zither
So wehmütig fein,
Es muß eahm in d'Finger
Die Diab kommen fein!"

Auch der Eder Martl nahm das Instrument, stimmte die Saiten und sang:

Mei Herz is verschloss'n,
Hängt a großes Schloß d'ran,
Is an oanziges Dirndl,
Die mi s aufspieren kann "

„Ganz wie dees mein!" rief der garstige Steighofer mit widerlichem Lachen der schönen Monika zu. Die aber hatte schnell eine Antwort bereit und auf den Bauern blickend, sang sie mit spöttischem Tone:

Zu mir darfst net krumma,
Is an andrer schon da, —
Hab an Besen im Arm
Und a Hengabl aa!"

Das laute Gelächter an der Tafel zeigte, wie wohl die Anspielung verstanden war. Nur der Steighofer tat, als merke er nichts; für das Geld, das ihm in die Ehe mitgebracht wurde, konnte er sich schon ein wenig gefallen lassen.

Allmählich näherte sich der Hochzeitschmaus seinem Ende; man war bereits bei Strauben, Rüheln, Torte und Glühwein angekommen. Der Schafhirt von Quadratsch erhob sich zuerst.

„Bist schon ferti, Loisl?" fragte der junge Ehemann.

„Freisi", grinste der Quadratscher vergnügt, „weiß, i muß schang'n, daß i nit zu spät heim komm, denn d' Bäuerin kocht heut' Abend a Schweinhoxen mit Sauerkraut und sell möcht i net versäumen."

Als der Professor, der einen Augenblick hinausgegangen war, um den Anblick der untergehenden Sonne in der erhabenen Bergwelt zu genießen, wieder ins Haus zurückkehren wollte, stieß er auf Martl, der sich drinnen verabschiedet hatte und ihm nachgegangen war.

„Is' wahr, Herr, was mir die Monika sagt,

daß Ihr uns helfen und dö's Madl von dem Steighofer befreien wollt?"

„Wenn Ihr zwei, die Dirn und Du mir bei stehen mögt —"

„Dös is gewiß! Und an mir bsunders soll's nit fehlen."

„Vor Geistern fürchtest Du dich wohl nicht?"

„Vor guten nit, Herr — und die bösen muß mer halt mutig vertreib'n."

„Das wollen wir auch, Martl! Aber dazu ist es nötig, daß ich mit Dir noch das Nötige bespreche. Wenn Du an einem der nächsten Abende kannst, so komme hierher ins Wirtshaus, dann sag ich Dir Alles."

„Ihr sollt's nit warten müssen, — also b'hüt Gott und tausend Dank derweil, Herr!"

Nachdem der Professor seinen Platz wieder eingenommen, fiel es den wenigen, noch anwesenden Gästen auf, daß er nochmals vom besten Wein kommen ließ und immer schneller zu trinken begann. Wie sie ihn in so lustiger und g sprachiger Laune sahen, schwand die anfängliche Scham der Leute gänzlich und besonders der Bräutigam und der Vormund der schönen Monika rückten immer näher zu dem Angeheiterten hin, und suchten ihn, so gut sie es konnten, zu unterhalten. Sie waren es auch, die mit dem Mädchen immer noch fest saßen, als alle Hochzeitsgäste gegangen waren. Wiederholt stießen sie einander an und warfen sich bedeutsame Blicke zu; es war offenbar, daß sie mit ihrem längeren Bleiben einen bestimmten Zweck verfolgten und absichtlich den Fremden, der immer fidele und offenerziger wurde, noch mehr zum Trinken ermunterten.

Monika, die anfangs etwas verwundert und mißtrauisch dem Treiben ihres Beschützers zusehen, hielt sich still, als sie zufällig bemerkte, daß der Professor nur scheinbar so unmäßig trank und immer den größten Teil des Weins unter den Tisch rinnen ließ.

„Jetzt is's Zeit," flüsterte der Schälbauer dem Steighofer zu, „bring Du die Red' drauf — aber daß er's nit merkt!"

„Wißen's, — wegen dem Schok, Herr" — begann der Bauer langsam und zögernd, — „i könnt' Euch schon zeigen, wo der sell vergraben lieg'n soll."

„Mei Schok is a Dirndl
Mit goldrote Haar!"

lachte der Professor und versuchte den Arm um Monikas Nacken zu legen. Verlegen rückte das Mädchen zur Seite, erhielt aber im selben Augenblick unter dem Tische einen unsanften Wink von dem Fuße des Vormundes, — sich Alles ruhig gefallen zu lassen. Zugleich aber sagte er laut:

„Na, na, der Steighofer redt von dem goldenen Spiel, das Ihr finden wollt.“

„Ja so, — freilich, — den Schatz meint Ihr —“ sprach Bergner mit schwerer Zunge, — „aber da muß ich noch warten, — eine ganze Woche lang, — denn Schätze kann man nur am Sonntag heben.“

Die beiden Bauern blickten sich vielsagend an: „Freilich, — wohl, wohl, — natürlich, — nur am Sonntag, döß weiß ja a Jeder.“

Abends wenn die Sonn' untergeht Und der Himmel im Feuer steht
sang der Professor, mit den Fingern auf den Saiten der Zither klimpernd.

„Wird's aber no schwere Sprüch' und geheime Kunst derzu brauchen —“ meinte lauernd der Gfällhofer.

Der Fremde wiegte sich lachend auf seinem Stuhl:

„Ah bah, nichts leichter als das! Der Schatz soll ja wohl in einem Keller liegen, gelt?“

„Man sagt's,“ bejahten die Bauern.

„Nun, da ist nicht mehr nötig, als drei Vaterunser zu beten, eins gegen Norden, die anderen zwei gegen Osten und Westen, — so wird man im Süden das Gesuchte finden.“

„Himmel Herr Gott Sakra, — döß waar Alles?“ riefen die Bauern gleichzeitig, döß waar ja niz Schwereß, döß könnt' a Jeder!“

Der Professor tat bedächtig einen tiefen Zug.

„Sogen könnt's wohl ein Jeder, aber wirken tät der Zauber nicht, — nicht einmal bei mir; — dazu brauchts noch etwas, was man nicht allemal gleich findet und ich zuerst auch suchen muß, — es ist —“ er stockte und blickte unschlüssig auf das Mädchen hin.

Der Gfällhofer glaubte ihn zu verstehen:

„Monika, geh auffi, bis i Di wieder ruf', — wir zwa hab'n mit'n Herrn Professor alleinig z'reden.“

„Jetzt redet's, Herr“ drängte der Gfällbauer, als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, „wir verraten niz.“

„Bielleicht wär gerade die die Rechte, die Ihr eben hinausgeschickt.“

„Wie? Was! Die Monika! Die könnt' den Schatz heben?“

Der Professor dämpfte seine Stimme zu geheimnisvollem Flüstern: „Aus den unterirdischen Büchern der alten Meister kenn' ich das Geheim-

nis: nur im Munde einer reinen, noch von keinem Manne berührten Jungfrau ist der große Zauber wirksam.“

Die beiden Bauern machten ellenlange Gesichter.

„Himmel Herrgott, — döß wäre —“

„Döß, wann wir früher gewißt hätten!“

„Aber warum denn?“ fragte mit harmlosester Miene der Professor. „Zweifelt Ihr etwa an der Tugend des Mädchens?“

„Verhüt's Gott, — mein Mündel war allweil a brave Dirn —, aber —“

„Aber —“ wiederholte verlegen der Steighofer und kraute sich hinter den Ohren, — „döß is a Mal a dumme Geschicht!“

„Hört,“ sprach der Professor nach kurzem Besinnen, — „ich mein' nun einmal, die Monika wäre die rechte, — und wenn Ihr sie den Spruch tun laßt, bin ich bereit, den Schatz mit Euch zu teilen.“

„Höll Sakrabi, — döß wär a Vorschlag, Steighofer, — was moanst!“

„Was glaubt's denn wohl, daß döß goldne Spiel wert waar!“ fragte dieser, ganz blaß vor Aufregung.

„Nun, eine Million Gulden mindestens.“

„Soxendi, nachha waren ja wir die reichsten Leut weittum im Land!“

„Ich begreife nicht, was Ihr zögert,“ rief jetzt der Professor ungeduldig.

Der Steighofer rückte nervös auf seinem Stuhle hin und her. „Döß is a Malefizg'schicht, Herr, denn am nächsten Sonntag Vormittag wird ja die Monika mei Weib und nachha wirkt der Zauber nimmer.“

„Dann freilich ist nichts zu machen und muß ich mich halt nach einer anderen umschauen.“

Die Bauern erschralen.

„Na, Herr, döß dürft's nit,“ rief der Gfällhofer und faßte seinen Arm. „Döß Geld geht vor'm Heiraten!“

Der Steighofer stützte den Kopf in die Hand: „Nachha müaßt ma bö Hochzeit verschlab'n.“

„Aber darauf wird der Herr Pfarrer sich nicht einlassen,“ warf der Professor ein

„Freilich, den Grund von wegen dem Teufelschaz dürft ma ihm nit sag'n. Aber es ließ sich a Ausred finden. D' Monika müaßt halt krank g'worden sein. Doch gelt, Herr, da kann's nit sehl'n, daß wir den Schatz finden?“

„Ich geb' Euch mein Wort drauf, daß die



Der Steighofer stützte den Kopf in die Hand

Monika den Schatz im Keller finden soll" — sprach feierlich der Professor.

Da juchzten die beiden Bauern laut auf und der Gfällhofer rief zur Tür hinaus: „Monika, darfst wieder eini Lemma, — und der Wirt soll no an Viter Special bringen, — i zahl's!“

In den nächsten Tagen fand sich der von allen Talbewohnern als Schatzgräber betrachtete geheimnisvolle Fremde mehrmals auf dem Hofe des Gfällbauern ein, um, wie er sagte, mit ihm das Nötige zu bereben. Der sonst so geizige Bauer bewirtete seinen Gast auf das Beste und die Monika mußte ihm allemal Gesellschaft leisten. Das schöne Mädchen hatte keine roten Augen mehr, war fröhlich wie eine Lerche im Mai, — und ohne daß der Professor sie aufzufordern brauchte, erzählte sie ihm munter plaudernd alle die tief sinnigen und poetischen Sagen des Pöznauer- und Stanzertals, die sie wußte. Der Bauer aber, der annahm, daß der Fremde noch weitere Mitteilungen über anderweitig verborgene Schätze suche, betrachtete mit geheimem Grauen die seltsamen Zauberzeichen, die der unheimliche Mann fortwährend in sein Buch malte. So kam, schneller als man gedacht, der Sonntag heran, und wie die Sonne im Westen sich zu neigen begann, verließ der Professor das Wirtshaus „Zur Bruck“ und stieg langsam durch das herblich bunte Gesträuch den Felsenegel von Wiesberg hinan.

Das graue Gewölk, das tagsüber auf der Bergwelt gelastet, hatte sich zerteilt, still und warm lag die goldene Herbstluft über den dunklen Wäldern. In den tief blauen Himmel ragten stumm und starr die blendend weißen Gipfel der mit Fröhlschnee bedeckten Berge und ein Reigen roter, lichtumräumter Wölkchen schwebte feierlich am Horizont entlang. Die ruhige Heiterkeit dieses glanz erfüllten Abends schien sich auch auf dem fröhlich lächelnden Antlitz des einsamen Wanderers wiederzuspiegeln.

Je näher er dem verfallenen, zinnengekrönten Gemäuer kam, das mit seinen Schießscharten und dem fest:n Turm finster und trozig von der Höhe niedersah, — desto häufiger blieb er stehen und lauschte. Aber weder ein Geräusch menschlicher Schritte, noch der Schall von Stimmen ließ sich vernehmen. Sollten die Bauern mißtrauisch geworden und ausgeblieben sein? Das war nicht zu glauben, — wußte er doch von dem Wirt zur Bruck, daß die für heute angelegt gewesene Hochzeit des Steighofers nicht stattgefunden hatte. Und Markt überdies würde doch sicher sein Versprechen halten und kommen.

Plötzlich machte ein Rascheln dicht über seinem Kopfe den Professor stutzig. Wie er stehen blieb, knackten und brachen die dürrn, dornigen Brombeerzweige und aus dem Gestrüpp richtete sich mit fast drohender Geberde die Gestalt des Schafhirten auf.

„Zu spät bist kommen, Professor. Ich hab den Schatz früher gesehen als Du, — und jetzt bleibst wo Du bist, — oder —“ er hob in nicht mißzuverstehender Weise seinen handfesten Knüttel.

Bergner wußte nicht, ob er lachen oder sich ärgern sollte. Wollte der Narr ihm wirklich den Weg versperren? Er machte Miene, vorwärts zu gehen, als der Hirt abermals die Hand erhob und nach der jenseitigen Böschung des Weges wies.

„Da, da zeigt sich's wieder, — und jetzt is's mein, dö's goldne Spiel!“

Betroffen blieb der Professor stehen, denn in der angedeuteten Richtung bemerkte auch er in der Tat etwas Goldenes, das sich glänzend unter dem scharfen Licht der Abendsonne zu bewegen schien. Ehe er seiner Verwunderung Herr werden konnte, war auch schon der Loisl mit einem Satz auf den Weg hinabgesprungen und stürzte wie närrisch auf die verheißungsvolle Stelle zu. Doch im gleichen Augenblick, als der Professor ihm folgen wollte, fuhr er mit einem Aufschrei der Angst zurück und ließ in jähem Schrecken seinen Stod fallen.

„Der Teuf'l, der Teuf'l! Helse's, Herr, helse's!“

Mit gesträubtem Haar und weit vorquellenden Augen wies er in das Gebüsch.

Bergner raffte den Stod auf und näherte sich vorsichtig der unheimlichen Stelle. Kaum hatte er sie erreicht, als er in ein schallendes Gelächter ausbrach und mit der Hand an den Boden griff. Dann hob er eine sich windende schwarzbläuliche Ringelnatter empor, deren gelben Kopfsfleck der abergläubische Schafhirt für glänzendes Gold gehalten hatte.

Der Enttäuschte fiel auf die Knie und faltete stehend die Hände: „Der Böse ist's, wie er der Eva im Paradies erschienen, laßt ihn aus, Herr, — er bringt uns Beide ins Unglück!“

„Die Leute haben Recht,“ sprach i pffschüttelnd der Professor, „ihr Quadratscher werdet euer Lebtag nicht geseit.“

Erst als er die Schlange in das Gebüsch zurückgeschleudert, atmete der Hirt wieder auf.

„Ihr wißt bei Gott mit den bösen Geistern umzugehen“ — stotterte er.

„Wenn Dir's Spaß macht, so komm' mit und

Schau aus einem Versteck zu, wie der Schatz jetzt durch mich gehoben wird."

Der Schafhirt, nunmehr überzeugt, daß der Fremde wirklich ein großer Zauberer sei, folgte scheu und ehrfürchtig dem Vorangehenden. Hinter dem steinernen Bogen des alten Tores aber blieb er zurück, während der Professor den inneren Hofraum betrat. Dem Trümmerschutt auf der anderen Seite desselben sich nähernd, erkannte Bergner dicht an eine Mauerwand gedrückt die Gesuchten. Vor ihnen stand Monika und suchte die zitternden Bauern zu beruhigen. Doch diese ein Bild des Jammers, warfen immerfort entsetzte Blicke nach dem Keller, dessen dunkler Eingang unweit vor ihnen gähnte.

"Herr, Herr", winselten sie, "wann's nur bei schlimmes Ende nimmt, — da drunten is's nimmer richti, da gehen die bösen Geister, die den Schatz bewahren, schon un."

"Habt Ihr etwas gehört?" fragte der Professor, der beim Anblick der beiden nur mit Mühe das Lachen verbiß, in möglichst ernstem Tone.

"Freili, freili, — schon zweimal hoben wir's in der Tiefen knistern und schleichen gehört und a Mal hat's gar ganz deutlich geniest."

Der Professor mußte sich abwenden und husten.

"Das ist allerdings ein schlechtes Zeichen. Riesen von Erdgeistern bedeutet, daß Jemand Schimpf und Spott ernten wird."

"Selten's Herr!" stammelte der Steighofer.

"Laffen w i's lieber sein."

"Versuchen wir's ein ander Mal," stimmte der Ställbauer bei.

"Nein, nein," wehrte der Professor, "heut oder nie, — mein Zauber ist stark und die arme in das goldene Spiel gebannte Seele muß erlöst werden. Hast Du Mut, Monika?"

Entschlossen trat das Mädchen vor: "Ich bin bereit, Herr."

"Wohlan, — was Du zu tun hast, weißt Du ja. Wir warten draußen des Erfolges."

Schauernd wandten die Bauern sich ab, als Monika, ohne die geringste Furcht zu zeigen, in den finsternen Schlund des Kellers hinabstieg.

Die leichten Tritte verhallten, es wurde totenstill und ein paar fürchterlich bange Minuten vergingen.

"Hast Du mir gehört, Kaver!"

"Mir war's als hört ich beten."

"Gleich wird der Zauber wirken" — flüsterte der Professor.

"Aber dö's klingt ja wie's Buffert'n!"

"Heiliger S. bastian," flammelte der Steighofer, — "wird doch nit der schwarze Mann sein!"

"Das ist in der Tat unheimlich," meinte der Professor, — "es klingt wirklich wie Küffeln! Da sollten wir doch nachschauen und helfen, ehe dem armen Dirndl ein Unglück geschieht."

"Ihr wollt's in den Keller, Herr?"

"Gewiß und ihr müßt mir folgen, — das ist Christenpflicht!"

Fröstelnd und mit zitternden Knien entschlossen sich die Bauern, in die dunkle Tiefe hinabzusteigen.

Als sie die Stufen hinunter waren, nahmen sie plötzlich einen hellen Lichtschein wahr.

"Jessa Maria und a bisl an Joseph," schrie der Ställbauer auf, dö's is der Böse!"

"Der hat wahrhaftig die arme Monika gepackt und küßt sie ab —" brachte der Professor mühsam heraus.

"Herrgottskra, dö's is ja der Eder Martl, der nuzige Lump!"

Bei dieser Entdeckung des Steighofers konnte sich der Professor nicht mehr halten und brach in ein tolles Lachen aus.

Es dauerte eine Weile, bis sich beide Bauern von ihrem Schrecken und ihrer Ueberraschung erholten, dann aber ging ihnen plötzlich ein schreckliches Licht auf und mit drohenden Mienen traten sie an Bergner heran.

"Was soll dö's hoap'n Herr!"

"Habt's uns zum Narren halten wollen?"

"Wo is das goldne Spiel?"

"Wo is der Schatz, den d' Monika hat finden sollen?" schrie außer sich der Ställbauer.

"Da, da!" Noch immer vor Lachen sich schüttelnd, streckte der Professor die Hand aus. "Ich



Der Professor hob eine sich windende Ringel-natter empor.

hab' mein Wort gehalten. Wie ich's Euch gesagt hab', ist's geschehen, das Mädel hat an dem Martl den besten Schatz gefunden!"

Jetzt trat auch Monika, den Geliebten an der Hand führend, entschlossen heran.

"Recht hat der Herr, denn der Martl hier ist mein teuerster Schatz, um den Ihr mich habt betrügen wollen."

"Und die bösen Geister, von denen wir die arme Seele befreit haben, das seid Ihr zwei alten wüsten Geiztrügen!" lachte Bergner.

Die Gefoppten begriffen noch immer nicht die ganze Schwere des ihnen gespielten Streichs.

"Mit dem sauberen Herrn da reden wir no an ander Wörtl," schrie der Steighofer, die Faust ballend, und Du, Dirn, sollst Dein' Uebermut büßen, wann's d' erst mei Weib bist!"

"Da kannst wart'n bis am jüngsten Tag; eh a Jahr um is, wird der Martl mei Mann."

"Was," fuhr der Gsällbauer auf, willst vielleicht dem Vormund trocken. Es giebt nacha no a Gsch im Land, Di z' zwing'n!"

"Du irrst Di, Bauer, — denn morgen, wie d' wohl wissen wirst, bin i volljährig und kann selm frei über mei Hand verfügen, — den Steighofer aber kopuliert da Herr Pfarrer heut nimmer!"

"Monika, lieb's, herzig's Dirndl," jubelte Martl, zog das erröthende Mädchen an seine Brust und drückte einen Kuß auf ihre frischen Lippen.

In ohnmächtiger Wut schlug der Gsällbauer die Hände an den Kopf. „Höllsaltradi, dös is wahr, an dös hab' i Rindviech gar nit denkt, — und Du Malefizher'n hast's gwißt — und darum —"

Der Grimm ersticke ihn fast und zornig wollte er gegen den Professor den Arm erheben. Doch der trat einen Schritt zurück und sagte:

"Wenn Ihr nicht auf der Stelle Euch in das Geschehene fügt, so geh' ich zum Pfarrer und erzähl' ihm, wie Ihr ihn angelogen mit der Krankheit von der Monika und wie Ihr in schändlichem, heidnischen Aberglauben das goldne Spiel habt heben wollen, schändder Gewinnsucht Euer Seelenheil opfernd."

Das wirkte. Die Furcht vor dem gestrengen Herrn Pfarrer und dem Spott der Leute ließ die Geprellten, wenn auch immer noch schimpfend und fluchend, den Rückzug antreten. Als sie sich dem Ausgang näherten, zog sich ein Kopf, der neugierig durch die Mauerpalte gelugt, vorsichtig zurück. Es war der Schafhirt, der alles mit angehört und sich scheute, dem Professor noch einmal unter die Augen zu treten. Leise schlich er sich davon, um so schnell als möglich Alles unter

die Leute zu bringen, — und ein ganz neues Gefühl von Stolz schwellte seine Brust bei dem Gedanken, daß es Dumme doch auch noch anderswo gäbe als in Quadratsch.

Als der betrogene Steighofer das Freie erreicht hatte, stimmte er, der sonst ein Feind von Spiel und Gesang war, um seiner Wut Lust zu machen, heifer kreischend den Spottvers an:

„Die Welt is verdraht
Und der Himmel verbogen.
Daß i Di gern hab'
Dös war ja verlogen!"

Von drunten aber antwortete die frisch, glöckereine Stimme Monika's in unerwünschter Weise:

„Im Tal is recht heimli,
Auf'm Berg geht da Wind
Und i werd Di recht lieb'n,
Wenn der Bach aufi rinnt!"

Plötzlich unterbrach sie ihren munteren Gesang und meinte ganz traurig:

„Ja — aber, Herr Professor, jetzt seid's ja Ihr ganz leer ausgegangen und die Zigeunerin hat Euch doch prophezeit, daß Ihr einen kostbaren Schatz finden würdet."

„Das ist auch geschehen," entgegnete Bergner mit zufriednem Lächeln, „und diesen hast Du mir wirklich gehoben"

„Die Monika?" Ihr spaßt wohl, Herr —" versetzte der glückliche Martl.

„Durchaus nicht! Seht, die Schätze, die ich suche und sammle, sind nicht hartes, sprödes Metall und doch echtes Gold. Die schönen, herrlichen, ewig jungen Sagen Eurer Bergwelt sind es, um die ich hierher kam. Aber Niemand wollte etwas von ihnen wissen. Bei Deiner Monika endlich hab' ich Alles gefunden und nun kann ich reich in meine Heimat lehren."

„Ja, wenn Ihr weiters niz braucht, —" meinte der Bursch, „nach a is ja Alles gut!" Und mit dem Uebermut eines Glücklichen warf er, als sie wieder draußen in der erquickenden Frische standen, seinen grünen Lodenhut in die Luft und sang seinen Jubel in die freie Bergwelt hinaus:

„Und kann i's erlangen,
Daß's Dirndl mei a'hört,
So hab' i'n Himmi schon
Herunt auf der Erd!"

Monikas Wangen aber erglühten in holdem Rot, als sie mit ihrer silberhellen Stimme erwiderte:

„Grün is die Hölle and'n,
Schön weiß is die Blüh',
Und wann's d' mir ins Herz schauft, —
Stoan treueres findst nie!"